



Fig.
O. 1
28-

R. B.

Der grosse Kurfürst.

1811/12/13-2079

1811/12/13-2079



Der
grosse urfürst

Ein Vortrag

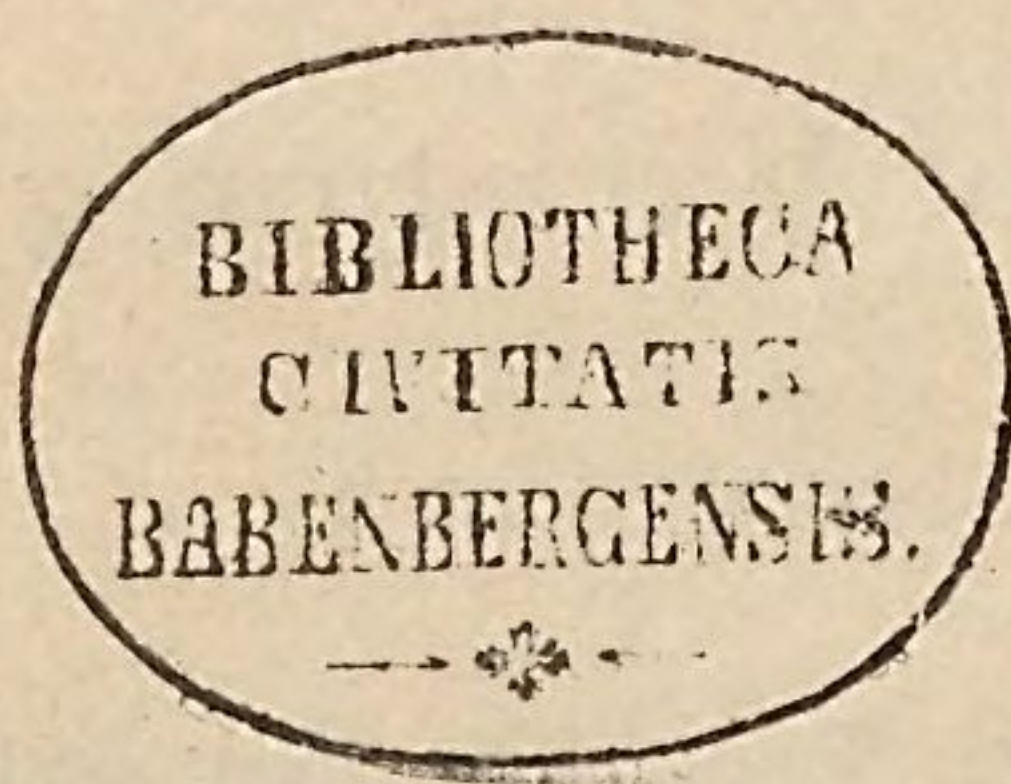
bearbeitet nach

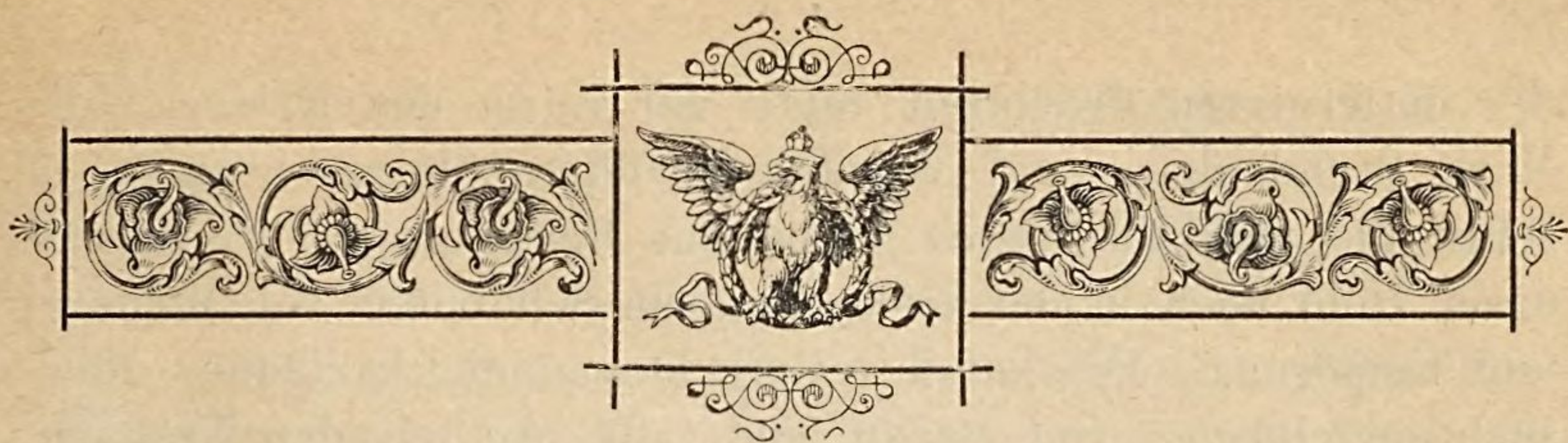
Cosel, Förster, Hahn, Treitschke und anderen Quellen.



Bamberg 1886.

Druck der Humann'schen Offizin (Fr. Göttling).





Friedrich Wilhelm, der grösste deutsche Mann seiner Tage, von seinen Zeitgenossen „der grosse Kurfürst“ genannt, von dem unbestochenen Richterspruche der Nachwelt in diesem Ehrentitel bestätigt, ward geboren in dem Residenzschlosse zu Cöln an der Spree (gegenwärtig ein am linken Ufer der Spree gelegener Stadttheil Berlin's) am 16. Februar 1620. Er war der erstgeborne Sohn des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg und Elisabeth Charlotten's, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich's IV. von der Pfalz, und Schwester des unglücklichen böhmischen Königs Friedrich.

Die Geburtsstunde unseres Helden fiel in eine, von wilden Stürmen aufgeregte Zeit; man bedurfte keiner Astrologen, um aus der Constellation der Sterne dem neugebornen Knaben das Horoscop zu stellen; die Zeichen, die ihm ein vielbewegtes Leben verkündigten, standen nicht am fernen Himmel, sondern auf Erden in nächster Umgebung, jedem Auge sichtbar. Von Böhmen herüber leuchtete der Feuerbrand des ohnlängst begonnenen 30jährigen Krieges in lichter Gluth, an den Küsten des baltischen Meeres zuckten schon die Blitze, die das von Dänemark und Schweden heranziehende Gewitter verkündigten; an der Weichsel lärmten die übermüthigen Polen, an dem Rheine die stolzen Spanier und übermächtigen Franzosen; im gesammten heiligen römischen Reiche deutscher Nation nichts als Ohnmacht, Elend, Zerfäulniss, Auflösung. Und nicht nur an den Grenzen

der entfernteren Provinzen tobte der Lärm des Krieges, die Mark Brandenburg war von Kriegsvölkern überschwemmt, ja selbst die vom Kurfürsten verlassene Residenz war, während unser Held noch in der Wiege lag, ein Schauplatz von Meuterei und Empörung. Die auf ihre Gerechtsame und Freiheiten eifersüchtigen Bürger von Berlin und Cöln wollten den Truppen, welche König Jakob I. von England seinem Schwiegersohne, dem Könige Friedrich von Böhmen zu Hülfe schickte, weder den Durchmarsch durch die Stadt und noch viel weniger Quartiere darin gestatten. Als nun der englische Oberst Grey am 30. Juni 1620 von Spandau sein Regiment nach Tempelhof führte und nur eine Stunde vor Berlin Halt machte, liess der Bürgermeister die Lärmtrommel schlagen und die Spiessbürger und Stadtsoldaten traten unter das Gewehr. Lutherische Geistliche verbreiteten im Volke den widersinnigen Glauben, dass die Engländer in der Nacht Berlin überfallen und mit Gewalt den reformirten Glauben einführen würden. Das Schiessen, Schreien und Toben der geängstigten Bürger, die grossentheils wohl auch betrunken gewesen sein mögen, dauerte die ganze Nacht hindurch und in der Nähe des kurfürstlichen Schlosses am meisten, so dass der junge Prinz mehrmals aus dem Schlafe geschreckt wurde und der Rath der Stadt es für nöthig hielt, sich dieserhalb beim Kurfürsten Georg Wilhelm zu entschuldigen.

Zum grossen Aerger der streng lutherischen Berliner wurde der junge Prinz erst nach 6 Monaten getauft; die Gründe, warum die Taufe so lange verschoben, waren: die Abwesenheit des Kurfürsten, Mangel an Geld und die Besorgniss, durch die Wahl des Pathen sich für die eine oder die andere der kriegführenden Mächte entscheiden zu müssen, da man doch gerne neutral zu bleiben wünschte. Man beschränkte sich daher auf das Haus und das Land: des jungen Prinzen Grossmutter (des verstorbenen Kurfürsten Johann Sigismund Wittwe Anna), die beiden Schwestern des Kurfürsten Marie Eleonore und Katharina, und der Adel und die Städte diesseits und jenseits der Oder, letztere beide jedoch unter der Bedingung, „kein anderes Pathengeld als die schuldige Treue dem künftigen Landesherrn mitzubringen“. Die Taufe wurde nach der Rück-

kehr des Kurfürsten in der reformirten Domkirche zu Cöln an der Spree am 30. Juli 1620 vollzogen.

In seinen ersten Jahren hatte der Kurprinz an seiner Mutter eine treue Pflegerin und Erzieherin; im 5. Jahre wurde dem ehemaligen Hofmeister Georg Wilhelm's, dem hochbetagten Johannes von der Borch die Erziehung anvertraut; bald jedoch gaben politische (der dänische Krieg wüthete in den Marken) und ökonomische Rücksichten Veranlassung, den jungen Kurprinzen mit seiner Schwester Hedwig Sophie im Mai 1627 nach Cüstrin zu verbringen — einem befestigten Orte in der Neumark unter dem Commando des kriegserfahrenen Obersten Burgsdorff; zugleich wurde, da sich die Nothwendigkeit herausstellte, die Erziehung des Prinzen jüngeren und kräftigeren Händen anzuvertrauen, v. d. Borch zum Landrosten in der Grafschaft Ravensberg befördert, der gelehrte Kammerherr und Rath Gerhard Rumelion Kalkuhn genannt von Leuchtmär aber als Hofmeister zugetheilt, welcher den jungen Prinzen würdig zu seiner künftigen hohen Stellung vorbereitete.

In Cüstrin verbrachte der Prinz den grössten Theil des Knabenalters und wurde auch zum erstenmale mit dem gefürchteten Wallenstein, Herzog von Friedland, bekannt, welcher damals mit seinem Heere durch jene Landschaften zog, um die Herzöge von Mecklenburg für ihren Abfall vom Kaiser zu züchtigen, und Stralsund, welches seine Thore den Schweden und Dänen geöffnet, zu erobern, „wenn es auch mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre“.

Zu den noblen Passionen der vornehmen Welt gehörte schon damals das edle Waidwerk und es fehlte in den mit Waldungen bedeckten Marken nicht an Gelegenheit, die Jagdlust zu üben und zu befriedigen. So wurde auch schon bei dem jungen Prinzen die Jagdlust geweckt. Davon, wie es mit den Fortschritten seines Zöglings im Griechischen und Lateinischen stehe, meldet der Hofmeister Nichts an den Kurfürsten; dagegen lässt er nicht unerwähnt, „dass er das junge Herrlein fleissig in den Wald führe, wo er sich an dem Geschrei der Hirsche, die auf die Prumft gegangen, weidlich ergötze“. Kaum 9 Jahre alt, hatte der Kurprinz schon den ersten Eber ab-

gefangen; der muntere Knabe ritt auf einem kleinen mäusefahlen Pferdchen, das ihm ein kaiserlicher Offizier — Graf Schaffgotsch — geschenkt hatte, zur Parforce-Jagd mit hinaus und lernte den Speer nach dem flüchtigen Wilde werfen; auch Vogelfang und besonders die Falkenbeize wurde fleissig betrieben; hiezu fand sich gute Gelegenheit in der Altmark, wo der Kurprinz öfter in dem Jagdschlosse Letzlingen verweilte.

In diese Zeit fällt eine Begebenheit, welche vielfach ausgebeutet worden ist, um theilweise wohl mit Unrecht schwere Beschuldigungen gegen den damals allvermögenden Minister — den Grafen Schwarzenberg — zu gründen. Dieser, von schmutzigem Geize erfüllt, stand in hoher Gunst bei dem Kurfürsten Georg Wilhelm und missbrauchte diese zur Befriedigung eigennütziger und selbstsüchtiger Zwecke; zudem war er als Katholik dem österreichischen Kaiserhause ergeben und bot heimlich und öffentlich Alles auf, um den Kurfürsten von Gustav Adolf ferne zu halten und später sogar durch den Prager Frieden ganz auf die Seite des Kaisers zu ziehen.

Der erste Mordversuch auf den Kurprinzen fand angeblich in Cüstrin statt, als er 10 Jahre alt war. Der grosse Kurfürst theilte in späteren Jahren diesen Vorfall dem Historiographen Sock mit, welcher in einem lateinischen Briefe vom 22. April 1667 an den damaligen Oberpräsidenten Otto von Schwerin schreibt: „Kürzlich habe ich aus dem Munde des Durchlauchtigsten Folgendes gehört: als er, kaum 10 Jahre alt, in Cüstrin verweilte, sei eines Abends, als er bereits im Bette gelegen, ein Bursche von ungefähr 18 Jahren mit einem längeren Dolche ergriffen worden. Der Kammerdiener Daniel, von Geburt ein Franzose, habe ihn (den Mörder) hervorgezogen und ihm (dem Kurprinzen) zugerufen, so schnell als möglich aus dem Bette zu springen. Serenissimus fügte hinzu, dass Daniel hierüber befragt werden könne“.

Sofort wurde das Gerücht verbreitet, der Kanzler habe den Mörder gedungen; doch haben sich in der nach seinem Tode angestellten Untersuchung keine Beweise für diese Beschuldigung finden lassen; einige Jahre später musste der Kur-

prinz ein von Schwarzenberg ihm zu Ehren veranstaltetes Gastmahl wegen plötzlich ihn überfallenden Unwohlseins verlassen und der böse Leumund war sogleich geschäftig, auszustreuen: Der Minister habe den Kurprinzen vergiften wollen. Diese Beschuldigungen wurden von der dem Kanzler feindlich gesinnten Partei wohl nur in der Absicht erhoben, um den künftigen Beherrscher Brandenburgs gegen den tödlich gehassten Kanzler einzunehmen.

Wie gross aber auch der Einfluss des Grafen Schwarzenberg am Hofe zu Berlin war, er konnte es doch nicht verhindern, dass die beiden Schwestern des Kurfürsten sich mit den gefürchtetsten und gefährlichsten Feinden des Kaiserhauses verheiratheten: Prinzess Maria Eleonore mit dem Könige Gustav Adolf von Schweden, Prinzess Katharina mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethen Gabor.

Einer der grossartigsten Momente im Jugendleben des Kurprinzen war wohl, als er am 15. Juni 1632 zu Wolgast in Pommern der sterblichen Hülle des in der Schlacht bei Lützen gefallenen Königs Gustav Adolf — seines heldenmüthigen Onkels — das Geleite gab. Die Königin Maria Eleonore war selbst in Wolgast, um den Leichnam des geliebten Gemahls nach Schweden heimzuleiten.

Von Wolgast reiste der Kurfürst mit dem jungen Prinzen nach Stettin und liess ihn hier bei dem Herzoge Bogislaw XIV. zurück, dem Letzten seines Stammes, nach dessen Tode den Erbverträgen und der von dem Kaiser ertheilten Miethbelehnung zufolge das Herzogthum Pommern-Stettin dem Kurhause Brandenburg anheim fallen sollte. Hier verweilte Friedrich Wilhelm — der künftige Regent Pommerns — beinahe zwei Jahre, um die Sitten und Gebräuche des Landes kennen zu lernen.

In seinem 15. Jahre sprach und schrieb der Kurprinz ausser seiner Muttersprache lateinisch, französisch und polnisch ziemlich geläufig, wie es überhaupt dem Kurfürsten Georg Wilhelm rühmend nachgesagt werden muss, dass er redlich und mit allen Kräften bemüht war, seinem Sohne eine vortreffliche Erziehung zu Theil werden zu lassen und ihn um so sorgfältiger der hohen, ihm bestimmten Stellung würdig zu machen,

als der furchtbare Ernst der Zeit für dieselbe einen geistig entwickelten und thatkräftigen Charakter forderte.

In diesem Sinne entschloss sich denn auch der Kurfürst, Friedrich Wilhelm zur Vollendung seiner Ausbildung in fremde Länder und zwar auf die zu jener Zeit hoch berühmte Universität Leyden zu senden.

Der allmächtige Günstling des Kurfürsten — Schwarzenberg — suchte mit allen Kräften diesen Plan zu hintertreiben; sein ganzes Leben rastlos bemüht, das brandenburgische Haus für die kaiserliche Partei zu gewinnen, musste dieser schlaue und gefährliche Staatsmann durch die Reise des Prinzen nach Holland diess Ziel auf's Aeusserste gefährdet sehen. In einem Lande, wo geistige Aufklärung siegreich die Nacht der Finsterniss erleuchtet hatte, an dessen Spitze ein Moriz von Oranien stand, da konnte ein Prinz des brandenburgischen Hauses nur Ideen in sich aufnehmen, die ihn für immer dem kaiserlichen Interesse entfremden mussten.

Doch alle Bemühungen des Kanzlers waren vergebens und nachdem auch das letzte Hinderniss — der Geldmangel — schwand, und die Kurfürstin aus ihren Ersparnissen 3000 Thaler für die Reise hingab, trat Friedrich Wilhelm im Juni 1634, von seinem treuen Erzieher Leuchtmar und einem angemessenen Gefolge begleitet, die Reise nach Leyden an.

Das kleine Holland hatte in den Kämpfen gegen Spanien in heldenmüthiger Aufopferung Gut und Leben eingesetzt und eine Achtung gebietende Stellung in Europa errungen; zudem war es durch die Entwicklung seiner Handelsmacht und Ausbildung einer trefflichen Marine zu einer hohen Stufe von Bildung und Wohlstand emporgestiegen. Es hatte Brasilien erobert, in Ceylon und Ostindien festen Fuss gefasst, besass grosse Länderstrecken in Nordamerika und die schönsten Inseln in Westindien, selbst die Goldküste Afrika's gehorchte weithin den Holländern. All' dieser Länder Reichthümer führten Handelsgesellschaften in Amsterdam nach Europa, die Oranier hatten ein vortreffliches Kriegsheer und eine wahre Pflanzschule für Feldherrn und Seeoffiziere ins Leben gerufen.

In Leyden angekommen, wurden die Studien mit Ernst

und Eifer begonnen; doch nicht Schätze der Wissenschaft waren es allein, welche der junge Prinz in sich aufnahm; er lernte mehr und Wichtigeres aus den Anschauungen des dortigen Lebens bei seinen zahlreichen Ausflügen in das Land, das zu jener Zeit an der Spitze der Kultur stand, und viele seiner späteren Regierungsmassregeln lassen deutlich erkennen, wie ihm die Zustände in Holland als Muster auch für seine Staaten vorgeschwebt haben müssen.

Der Aufenthalt des Prinzen in Leyden sollte indessen nur von kurzer Dauer sein, da noch in demselben Jahre die Pest sich dieser Stadt in bedenklicher Weise näherte; zudem nahm der Krieg, der in den Niederlanden geführt wurde, die Seele des jungen Helden auf eine lebhaftere Weise in Anspruch, als jener, den er in der Heimath erlebt hatte. Der 30jährige Krieg in Deutschland war ein Söldnerkrieg: wer Geld bot, hatte Soldaten, wer nicht mehr bezahlte, dem liefen sie davon; sie fochten nicht für Glauben und Vaterland, nicht mit Begeisterung und Hingebung, sondern folgten gesinnungslos dem, der das Meiste bot und der rohen Horde Freundes- und Feindesland zur Plünderung preisgab, heute unter Tilly und Wallenstein, morgen unter Gustav Adolf oder Bernhard von Weimar. Ganz anders war der Krieg in den Niederlanden: hier war eine Nation aufgestanden, ihre Rechten und Freiheiten zu beschützen und die eingedrungenen Fremden aus dem Lande zu jagen. In der Nähe eines solchen Kampfes konnte ein Herz wie das Friedrich Wilhelms nicht kalt und theilnahmslos bleiben, es wurde erwärmt von reinsten Begeisterung für die edelsten Güter der Menschheit.

So vertauschte er Leyden mit Arnheim, wohin ihn die Prinzen Wilhelm von Oranien und Moritz von Nassau eingeladen hatten. Wenn auch zu kriegerischen Unternehmungen noch nicht genug herangewachsen und vorbereitet, genoss er hier doch den Umgang mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern und Feldherrn der Niederlande und schloss sich an den berühmten Statthalter des Landes, den tapferen Feldherrn und weisen Staatsmann Prinzen Heinrich von Oranien mit ehrfürchtiger Liebe an. Doch bald traf der bestimmte Befehl

des Kurfürsten ein, sein Sohn solle den Haag besuchen; der Aufenthalt hier, als dem Hauptorte des ganzen Landes, als Mittelpunkt des ganzen politischen Lebens und Sammelplatz berühmter Staatsmänner aus allen Ländern, konnte nur in hohem Grade lehrreich sein; doch strömte auch in der Stadt Alles zusammen, was reich und vornehm war und sie war wegen ihrer Sittenlosigkeit mit Recht verrufen. Der Prinz, bald von jungen, vornehmen Edelleuten umgeben, machte, obwohl selbst im Trinken äusserst mässig, die heiteren Feste und Zechgelage seiner Genossen mit; doch als eines Abends dieselben vom Weine berauscht, ihn zu Genüssen aufzureizen versuchten, welche die Unschuld seines Herzens gefährdeten, verliess er entrüstet den Saal und schon nächsten Tages den Haag und begab sich nach Breda in das Lager des Prinzen von Oranien, welcher diese Stadt belagerte. Dieser sagte ihm beim Wiedersehen die prophetischen Worte, die später in wahrhaft glänzender Weise in Erfüllung gehen sollten: „Mein Prinz, Eure Flucht beweist mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiss, dem wird auch das Grösste gelingen.“

In Wien war man schon längst ungehalten über das lange Verweilen des Prinzen in dem dem Kaiserhause feindlichen Lande und drang immer ernsthafter auf dessen Rückberufung; ja der Kaiser wünschte den Kurprinzen selbst kennen zu lernen und lud ihn nach Wien ein, da man hoffte, durch längeren Aufenthalt des Prinzen am kaiserlichen Hofe die in Holland empfangenen Eindrücke in dem Gemüthe desselben zu verwischen.

Als nun der inzwischen abgeschlossene Prager Friede den Kurfürsten wieder enger mit dem Kaiser verband, da konnte ersterer den Mahnungen des Wiener Hofes sich nicht länger entziehen und ertheilte dem Prinzen den Befehl zur Rückkehr. Diesem bestimmt ausgesprochenen Befehle musste der Kurprinz sich endlich fügen; er schiffte sich in Amsterdam ein, landete nach einer sehr stürmischen Seefahrt am 14. Mai 1638 in Hamburg und traf am 6. Juni am Hofe seines Vaters in Spandau ein, von den kurfürstlichen Eltern mit grosser Herzlichkeit und Auszeichnung empfangen.

Verglich er die Zustände in dem reichen, blühenden, geistig und leiblich freien, gewerbfleißigen Holland mit seinem verarmten, verwüsteten, von wahrer Aufklärung und wirklicher Freiheit noch weit entfernten Vaterlande, verglich er die feine und gelehrte Bildung am Hofe zu Haag oder Arnheim mit den Zuständen am Brandenburger Hofe, so musste der Wunsch, diese Zustände dereinst zu bessern und die Sehnsucht nach so ungern verlassenenem Lande in dem Herzen des Prinzen recht lebendig werden.

Doch schon war die Zeit herangerückt, wo Nichts mehr den grossen Absichten des Prinzen hindernd in den Weg treten sollte. Im November 1640 erkrankten Georg Wilhelm und der Kurprinz gleichzeitig; der Kurfürst starb am 20. November 1640, der Kurprinz aber genas schon nach kurzem Krankenlager und übernahm mit starker Hand das Steuer des Staatsschiffes zum Heile des brandenburgisch-preussischen Staates.



Am 20. November 1640 folgte Friedrich Wilhelm seinem Vater in der Regierung des brandenburgisch-preussischen Landes als Markgraf zu Brandenburg, des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst, Herzog in Preussen, Jülich, Cleve, Berg, Stettin; der Pommern, Cassuben und Vandalen sowie in Schlesien, zu Crossen und Päperndorf Herzog; Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Rügen, Graf zu Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein u. s. w. Der junge Kurfürst brachte Eigenschaften mit auf den Thron, wie sie selten in so schönem Vereine gefunden werden: seine stattliche Erscheinung, die hohe freie Stirn und das milde Feuer des blauen Auges kündigten den edlen und ernsten Geist des Herrschers an; ein gebildeter, in früher Erfahrung gereifter Geist, ein kühner Heldenthum, ein eiserner Wille, der das erwählte Ziel nie aus dem Auge verlor, eine scharfe Beobachtung und Menschenkenntniß, die Geistesgegenwart, sich allen Verlegenheiten klug zu ent-

winden, eine volle, unentweihte Jugendfrische — all' diese herrlichen Mittel standen dem jungen Fürsten zur Erfüllung seines schweren Berufes zu Gebote und in der That war eine solche Fülle von Gaben und Eigenschaften erforderlich, um ihn nicht schon im Hinblick auf die Grösse seiner Aufgabe von vorne herein muthlos werden zu lassen.

Die Mark Brandenburg war von Kaiserlichen und Schweden zum Tummelplatze ihrer Verwüstungen gemacht, die Dörfer verbrannt, die Einwohner entflohen oder umgekommen, die Felder unbebaut, ganze Gegenden entvölkert; so zählte die Hauptstadt Berlin zu jener Zeit nur 6000 Einwohner; ebenso war es in Pommern. Die Länder am Rheine hatte der grössere Reichthum des Landes und die weniger erbitterte und grässliche Art der Kriegführung nicht so herunter bringen können. Das Herzogthum Preussen, durch den dreissigjährigen Krieg nicht berührt und sich der Segnung eines ungestörten Friedens erfreuend, hatte am wenigsten gelitten. Diese einzelnen Theile des brandenburgischen Staates, vom Niemen bis an den Rhein vielfach von einander getrennt, waren ohne jeden Zusammenhang als den eines gemeinschaftlichen Herrschers. Wir finden das Grossherzogthum Preussen zwischen der Weichsel und der Memmel, die Kur Brandenburg zwischen Elbe und Oder und das Herzogthum Cleve zwischen Rhein und Maas, hunderte von Meilen von einander getrennt, den Stürmen des Krieges, der sie rings umtobte, preisgegeben wie verlorene Inseln den Wellenschlägen des Weltmeeres. Jedes Land verfolgte selbstsüchtig seine eigenen Vorthelle, keines kümmerte sich um das andere oder fühlte sich als Theil eines grossen Staates. Die Preussen sahen in dem Landesherrn nur ihren Herzog; die Brandenburger nur ihren Kurfürsten; in Preussen kümmerte man sich nicht darum, wenn die Mark vom Kriege verwüstet wurde, in den cleveschen Landen war es eine fremde Sache, wenn an den Ufern der Ostsee der Schlachtenruf erscholl. Sollte ein mächtiger Staat werden, so musste vor Allem Einheit an die Stelle der bisherigen Absonderung gebracht werden.

Diese getrennten und unter sich so verschiedenen Bestandtheile zu einem festen Ganzen zu vereinigen, ein dauern-

des Staatsgebäude aufzuführen und ihm eine geachtete Stellung in der Aussenwelt zu verschaffen, die Wohlfahrt des so arg verwüsteten Landes zu heben, die schweren Wunden zu heilen — das war die Riesenaufgabe für einen 20jährigen Jüngling.

Mit dem grossen Kurfürsten beginnt erst die Geschichte Preussens als Geschichte eines zusammengehörigen Staates; sein Werk war es, dass er die Einheit und dadurch die Kraft der Hohenzollern'schen Monarchie auf fester Grundlage sicherte und so der eigentliche Schöpfer des preussischen Staates wurde.

Als Kurfürst Friedrich Wilhelm die Regierung übernahm, standen beide kriegführende Parteien noch immer in ziemlich gleicher Stärke kampfgelüstet einander gegenüber, beide bemüht, ihn auf ihre Seite zu ziehen, beide aber auch bereit, die Mark gänzlich zu vernichten und blutige Rache zu nehmen, wenn er sich auf die feindliche Seite neigen sollte. Mitten zwischen beiden Parteien hindurch musste das Schiff des Staates gesteuert, mit Vorsicht und Behutsamkeit jede gefährliche Stelle vermieden und aus dem Streite beider Parteien möglichst viel Vortheil für das eigene Land gezogen werden.

Seinem Herzen und Glauben nach neigte sich der Kurfürst entschieden auf die Seite der Schweden, war ja doch auch das Project einer Vermählung Friedrich Wilhelm's mit der Prinzessin Christine von Schweden noch keineswegs aufgegeben; er beschloss daher, sich allmählig von der Abhängigkeit vom Kaiser zu befreien, ohne sich geradezu und offen auf Schwedens Seite zu stellen.

Eine der ersten Handlungen des jungen Kurfürsten, der sich bei seinem Regierungsantritte in Preussen aufhielt und dieses Land wegen der Erlangung der Belehnung von der Krone Polen vorläufig nicht verlassen konnte, war, dass er den Kanzler Schwarzenberg in allen seinen Aemtern und Würden bestätigte und ihn in einem eigenhändigen Schreiben bat, auch ferner die Statthalterschaft der Mark Brandenburg weiter zu führen und wie seinem Grossvater und Vater, so auch ihm die Regierungslast erleichtern zu helfen, — ein einfaches Mittel, den bereits rege gewordenen Argwohn des Kaisers einzuschläfern.

Zunächst wollte der Kurfürst auf eigenen Füßen stehen und dazu brauchte er vor Allem eine tüchtige nur ihm gehorchende Kriegsmacht und diese sich zu verschaffen, war sein erster Schritt; die Truppen, besonders in den Festungen waren dem Kaiser vereidigt, dem Kurfürsten aber nebenher durch Handschlag verpflichtet; sein erstes Streben musste daher dahin gehen, sich eine eigene nur ihm gehorchende Heeresmacht zu bilden und so vor allem Herr im eigenen Land zu werden. Er verbot daher den Kommandanten der Festungen Cüstrin und Peitz, fernerhin kaiserliche Garnisonen aufzunehmen; bald darauf ging er einen Schritt weiter und befahl, die Kommandanten und Offiziere der Festungen, welche bis dahin durch ihren Eid dem Kaiser verpflichtet waren, für ihn allein zu vereidigen. Nur einer der Kommandanten, Oberst von Burgsdorf in Cüstrin, leistete ohne Weiteres Folge, die übrigen erhoben Bedenken, weil die Truppen in des Kaisers Namen geworben wären. Die Obersten, welche sich weigerten, ihm allein den Eid zu leisten, wurden entfernt, deren Regimenter dem Kaiser auf sein Verlangen überlassen, aus den übrigen aber drei Regimenter zu Fuss und eine Leibgarde, sowie 200 Mann reitender Garde gebildet.

Diese erste stehende Heeresmacht, in der Eile geschaffen, betrug im ersten Augenblicke nur 3000 Mann, allein sie gehorchte dem Kurfürsten allein und war ihm daher mehr werth als eine viel grössere Zahl, die auswärtigen Fürsten verpflichtet war; in diesem kleinen Kern erblicken wir die erste Grundlage des stehenden Heeres im preussischen Staate.

Bald verordnete der Kurfürst, dass alle an den Kurfürsten gerichtete Schreiben, welche unter Georg Wilhelm der allmächtige Minister erbrechen durfte, ihm künftighin zu eigener Eröffnung zugeschickt werden und beschränkte auch auf andere Weise die Vollmachten des Ministers; dieser erkannte jetzt zum erstenmale, dass der feurige und thatkräftige Geist des jungen Fürsten den brandenburgischen Staat wohl in ganz andere Bahnen lenken wolle, als er bisher im Interesse des Kaisers vorgezeichnet hatte; er musste immer mehr zur Einsicht kommen, dass die Zeit seiner allmächtigen Herrschaft vorüber sei und trug sich schon mit dem Gedanken, sein Amt niederzulegen.

Als er nach einem heftigen Auftritte mit den Kapitän des von Rochow'schen Regiments, welche mit Ungestüm den rückständigen Sold für ihre Truppen verlangten, dieselben aus seiner eigenen Kasse befriedigt hatte, erhielt er bald darauf ein vertrauliches Schreiben, das ihm den nahe bevorstehenden Ausbruch der gänzlichen Ungnade des Kurfürsten in Aussicht stellte; da ergriff ihn Fieberschauer und nach wenigen Tagen endete er am 14. März 1641 durch einen Schlagfluss.

Auf des Kurfürsten Befehl wurden Schwarzenbergs Papiere versiegelt und eine genaue Untersuchung eingeleitet; diese ergab zwar für alle dem Kanzler zur Last gelegten Vergewaltigungen, wie Verrath am Staate, Versuche den Kurfürsten aus dem Wege zu räumen u. s. w. nicht die geringsten Beweise; doch ging klar hervor, dass er sein hohes Amt und die traurige Lage des Landes benutzt hatte, um sich und seine Familie auf unerlaubte Weise zu bereichern.

Frühzeitig schon scheint der Kurfürst eine grosse Abneigung gegen Schwarzenberg gefasst zu haben: von seiner Mutter und Grossmutter, der alten Kurfürstin Anna, als junger Prinz noch darin bestärkt, musste er diese Stimmung am Hofe seines Vaters zu verbergen suchen; der plötzliche Tod des Kanzlers befreite den Kurfürsten von einer ihm lästig gewordenen Fessel und rettete den Kanzler vor grossen ihm unzweifelhaft bevorstehenden Demüthigungen.

Am 18. October 1641 erhielt der Kurfürst nach langen Unterhandlungen endlich zu Warschau unter sehr lästigen Bedingungen die feierliche Belehnung mit dem Herzogthum Preussen, hielt im November seinen feierlichen Einzug in Königsberg und nahm dort wie in den übrigen Städten des Landes seine Huldigung entgegen.

Von dem hindernden Einflusse des schlaun Schwarzenberg befreit ging der Kurfürst nun entschiedener auf sein Ziel los und schloss zunächst mit den Schweden einen zweijährigen Waffenstillstand: beide Theile sollten vorläufig behalten, was sie besaßen, die Schweden daher ganz Pommern und mehrere Festungen im Brandenburgischen und in der Lausitz;

doch der grösste Theil des Landes war nun von den Schweden befreit und athmete erleichtert wieder auf.

Den Kaiser, der sehr bald Nachricht von diesem Vertrage erhielt, wusste der Kurfürst zu beschwichtigen, indem er auf seine bedenkliche Lage hinwies und meinte, dem Kaiser könne nicht mit Fürsten gedient sein, die am Ende von Land und Leuten verjagt würden.

Schon längst hatte des Kurfürsten heller Blick klar erkannt, dass die beiden kriegführenden Parteien des Kampfes müde geworden und die Zeit nicht mehr allzu ferne sei, wo dem armen verwüsteten deutschen Vaterlande nach so langen Kriegsstürmen endlich wieder die Segnung eines allgemeinen Friedens zu Theil werden sollte; doch war er auch nie im Zweifel, dass jeder von beiden Theilen sich keinen Augenblick besinnen würde, diesen Frieden auf Kosten Brandenburg's abzuschliessen. Wohin sich immer der junge Fürst wenden mochte, er fand nirgends einen treuen Freund, nirgends einen Verbündeten, der es wahrhaft und treu mit ihm gemeint hätte. Wäre er freilich dazu verurtheilt gewesen, sein ganzes Leben hindurch auf den Schlangenwegen der Diplomatie zu gehen, so würde er nimmer sein hohes Ziel erreicht haben. Er war aber nicht nur klug wie die Schlange, er war auch muthig wie der Löwe und setzte, als die rechte Zeit gekommen war, heldenmüthig Gut und Blut daran, sein Recht, seine Ehre und die Wohlfahrt seines Landes mit bewaffneter Hand zu schützen und die übermüthigen Feinde aus dem Lande zu treiben.

Er musste sich vorher durch Bildung einer starken Truppenmacht in eine achtunggebietende Stellung versetzen und vergrösserte daher unbemerkt sein Heer auf 8000 Mann, um bei den bald in Hamburg eröffneten Friedensunterhandlungen ein Wort mitsprechen zu können.

Erst im dritten Jahre seiner Regierung, im Anfange des Jahres 1643, gestatteten die Verhältnisse dem Kurfürsten die Rückkehr in die Mark und in die verarmte und eines grossen Theils ihrer Bevölkerung beraubte Hauptstadt Berlin. Wie grenzenlos traurig die finanzielle Lage des Hofes und Landes war, beweist, dass der Kurfürst, ausser Stande, selbst die Kosten

eines ganz bescheidenen Hofhaltes zu bestreiten, sich genöthigt sah, sein Hofgesinde bei den Bürgern der Stadt einzuquartiren, Alles noch einigermaßen Werthvolle zu verpfänden und sogar von Privatpersonen Geld zu borgen, um nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse bezahlen zu können. Zudem gab sich der grösste Theil der übrig gebliebenen Bevölkerung einer völligen Hoffnungslosigkeit hin, namentlich die jüngere während des langen Krieges geborene glaubte, dass ein anderer Zustand als der des Krieges niemals eintreten könne und arbeitete daher nur soviel, als er zur Erhaltung des eigenen Lebens nothdürftig brauchte; es konnte ja der Krieg in der nächsten Stunde alle Früchte seiner Anstrengungen vernichten.

Sein Hauptaugenmerk richtete der Kurfürst zunächst auf die endliche und sichere Erwerbung von Pommern und hätte sich sehr leicht mit Schweden geeinigt, wenn er nach des verstorbenen Gustav Adolph's und nach seinem eigenen Wunsche die Hand der Königin Christine erlangt hätte. Diese Verbindung, ein Lieblingsprojekt des verstorbenen Schwedenkönigs, der schon im Jahre 1631 den körperlich kräftigen, lebhaften und geistig frischen jungen Kurprinzen lieb gewonnen und ihm schon damals die Hand seiner zu dieser Zeit 5jährigen Tochter Christine zugedacht hatte, hätte ihm in der That glänzende Aussicht eröffnet, den Streit Schwedens und Brandenburgs über den künftigen Besitz Pommerns ausgeglichen und neben dem Kurhute von Brandenburg auch die schwedische Königskrone auf sein Haupt zu setzen versprochen.

Allein dieser Plan scheiterte an Christinens Abneigung gegen jede Vermählung, an dem Eifer der Lutheraner in Schweden gegen den reformirten Kurfürsten und an des klugen schwedischen Kanzlers (Oxenstierna) Besorgnissen, welcher befürchtete, dass Friedrich Wilhelm in seinen deutschen Ländern residiren und Schweden nur als Nebenland betrachten würde; zudem glaubte er auch mit Recht, dass der energische und selbstständige Charakter des Kurfürsten sich wenig mit der eigenwilligen und wenig weiblichen Art der jungen Königin vertragen würde. Das spätere Leben Christinen's hat auch

bewiesen, dass diese Vermählung weder zum Wohle des Kurfürsten noch zum Glücke des Landes gereicht hätte.

So fiel seine Wahl auf eine der liebenswürdigsten Fürstinnen aus einem der ruhmreichsten Häuser jener Zeit, auf Louise Henriette, die Tochter jenes tapferen Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, den der Kurfürst bei seinem Aufenthalte in Holland im Lager vor Breda kennen und verehren gelernt hatte. Die Schönheit, der hochgebildete Geist und die Vortrefflichkeit des Herzens der jungen Prinzessin zog ihn eben so mächtig an, wie der Heldenruhm der Oranier und vielleicht auch die Aussicht auf die möglicherweise reiche Erbschaft (als Erbin aller oranischen Güter).

Von Cleve aus, wohin der Kurfürst seine Residenz verlegt hatte, um dort sowohl dem Haag als dem Friedenskongress zu Münster und Osnabrück näher zu sein, leitete er seine Bewerbung um die Prinzessin ein und begab sich nach erhaltenem Jawort mit einem glänzenden Gefolge nach dem Haag, um die nothwendige Einwilligung der holländischen Generalstaaten nachzusuchen.

Am 27. November 1646 fand in dem Palaste des Prinzen-Statthalters die Vermählung des jungen fürstlichen Paares nach dem Ritus der reformirten Kirche, welcher auch die Prinzessin angehörte, statt; die junge Kurfürstin konnte sich aber nicht entschliessen, ihren hochbetagten kranken Vater zu verlassen und so kehrte der Kurfürst vorläufig allein nach Cleve zurück, und erst nach dem Tode des Statthalters im März 1647 führte er seine Gemahlin in sein Land heim.

Am 21. Mai 1648 wurde in Cleve der Kurfürst durch die Geburt eines Sohnes erfreut, der aber schon im zartesten Knabenalter starb.

Erst am 10. April 1650 hielt der Kurfürst mit seiner Gemahlin seinen feierlichen Einzug in Berlin; um seiner jungen Gemahlin den Abstand zwischen dem prächtigen Haag und der neuen Heimath nicht zu schmerzlich auffallen zu lassen, liess er in Berlin vielfache Verschönerungen ausführen, legte den Grund zu der Lindenallee und liess das Schloss mit neuem Glanze ausschmücken.

Aber das Leben in Berlin war nicht nach dem Sinne der Kurfürstin, und als sie auf einem Ausfluge nach dem Jagdschlosse Bötzwow durch den Anblick der schönen grünen Havelwiesen so wunderbar an ihre Heimath erinnert wurde, bat sie ihren Gemahl, ihr diesen Ort zur Anlegung einer holländischen Musterwirthschaft zu überlassen; in kurzer Zeit blühte die neue Kolonie — zu Ehren der Kurfürstin Oranienburg genannt — herrlich auf und wurde der Lieblingsaufenthalt der Kurfürstin.



Der seit langen Jahren mit abwechselndem Glücke geführte Krieg hatte bei beiden Parteien den Wunsch nach einem endlichen Friedensabschlusse rege gemacht; die allgemeine Ermattung zeigte sich auch schon längere Zeit in der Kriegsführung selbst: grösstentheils unthätig einander gegenüber stehend, lebten die Truppen auf Kosten des Bürgers und des Bauern, sich hie und da zu einem kühnen Angriffe, zu einem energischen Schlage ermannend, um ein Uebergewicht über den Gegner zu erringen und so die Berechtigung zu erlangen, bei den Friedensverhandlungen ihre Forderungen um so höher spannen zu können.

Als im Jahre 1640 der Reichstag zu Regensburg eröffnet war, fasste der kühne schwedische General Banner den verwegenen Entschluss, den Reichstag gefangen zu nehmen, erschien mit den Franzosen vereinigt im Jahre 1641 plötzlich vor Regensburg, musste sich aber vor einem starken kaiserlichen Heere unter schweren Verlusten nach der Saale zurückziehen. Nach seinem baldigen Tode trat an seine Stelle General Torstenson, der, obgleich an Gicht leidend und genöthigt, sich den Truppen in einer Sänfte voran tragen zu lassen, neben allen Talenten eines vollendeten Feldherrn im seltenen Masse die Gabe besass, seine Soldaten zu wilder, begeisterter Tapferkeit zu entflammen. Bald war der Sieg wieder an die schwedischen Fahnen gefesselt. Torstenson schlug den kaiserlichen General Piccolomini bei Leipzig und zwang die

Dänen, die sich 1643 aus Eifersucht gegen die Schweden und, vom Kaiser aufgestachelt auf des letzteren Seite gestellt hatten, unter sehr harten Bedingungen zum Frieden.

Durch den Abzug Torstenson's nach Dänemark von der äussersten Gefahr befreit, schickte der Kaiser den General Gallas mit einem Heere den Schweden nach; Gallas forderte von dem Kurfürsten offenen Anschluss an die kaiserliche Sache und rückte in die Altmark ein, wodurch Friedrich Wilhelm in die äusserste Verlegenheit kam. Er hatte vergebens gehofft, durch den mit grossen Opfern erkauften Waffenstillstand mit den Schweden den hartbedrängten Bewohnern der Mark einige Erholung und Sicherheit zu verschaffen und hatte es nur der Unfähigkeit und Unentschlossenheit des kaiserlichen Feldherrn zu verdanken, dass die Mark bald wieder von den Kaiserlichen befreit wurde, da Torstenson dieselben wiederholt schlug und in Böhmen eindrang.

Als Torstenson nun siegreich gegen die kaiserlichen Erbstaaten vorging und ein französisches Heer den Rhein überschritt, um sich bei Wien mit den Schweden zu vereinigen und die Macht des Kaisers gänzlich zu erdrücken, wurde man nach zweijährigen Friedensverhandlungen über den Ort, wo dieselben stattfinden sollten, einig, dass Kaiser und Reich zu Münster mit Frankreich und zu Osnabrück mit den Schweden wegen des Friedens in Unterhandlung treten sollten; ein Versuch des Kaisers, die deutschen Fürsten abgesondert zu einem sogenannten Convocationstage nach Frankfurt am Main zu berufen, wo er sein Ansehen als Oberhaupt des Reiches geltend zu machen hoffte, scheiterte an dem Widerstreben des Kurfürsten, an einem anderen Orte als den oben bezeichneten zu verhandeln.

Durch seine Heirath wurde der Kurfürst den Schweden mehr entfremdet, und es kam daher bei den Friedensunterhandlungen zu den lebhaftesten Streitigkeiten über die Ansprüche auf Pommern. Der Kurfürst wollte sich sein altes, unbestrittenes Recht auf ein Land, dessen Titel und Wappen seine Vorfahren schon lange geführt hatten, nicht nehmen lassen; er wies in einer Denkschrift nach, wie dieses Land nach klarem Rechte zu Brandenburg gehöre, wie es für dieses von grösster Wich-

tigkeit sei, indem es die Mark mit Preussen verbände, Brandenburg die See für den Handel öffne und den Besitz der Odermündungen sichere; er konnte sich ferner darauf stützen, dass die pommerischen Stände, welche den brandenburgischen Fürsten gehuldigt hatten, ausdrücklich verlangten, bei diesen auch zu verbleiben; endlich machte er geltend, dass es für das ganze Reich gefährlich wäre, wenn dort eine fremde Macht festen Fuss gewänne und dass Pommern im Besitze Schwedens der ewige Zankapfel zwischen Polen und Dänemark sein müsse.

Doch alle Anstrengungen des Kurfürsten blieben vergeblich; der Kaiser und einige kleinere deutsche Fürsten, welche schon damals auf das hochaufstrebende brandenburgische Haus eifersüchtig waren, und denen ein zu grosser Zuwachs für Brandenburg schon lange ein Dorn im Auge war, unterstützten im Vereine mit Frankreich und Holland die Schweden in ihren Bestrebungen, sich in Pommern zu behaupten, und der Kurfürst hatte nicht die Macht, sich dem vereinten Willen der Mächte zu widersetzen, sah sich vielmehr mit blutendem Herzen zum Nachgeben gezwungen.

Am 24. September 1648 wurde die Urkunde des westphälischen Friedens zu Münster unterzeichnet, worin Schweden ganz Vorpommern nebst der Insel Rügen, sowie von Hinterpommern Stralsund, Anclam, Demmin, Stettin, Garz, Damm, Gollnow, die Insel Wollin und das Haff zugesprochen wurde, während der Kurfürst das übrige Hinterpommern mit dem vormaligen Stifte Cammin und als Entschädigung die vormaligen Bisthümer Halberstadt und Minden und die Anwartschaft auf das Erzstift Magdeburg erhielt; letzteres, sobald der damalige Administrator mit Tod abgehen würde, was 1680 erfolgte. Der Kurfürst von Brandenburg führte fortan auch den Titel: Herzog von Pommern, Herzog von Magdeburg, Fürst von Halberstadt und von Minden.

Wenn auch die dem Kurfürsten bewilligte Entschädigung, was den Flächenraum, die Schönheit und den Reichthum des Landes betrifft, bedeutender als der Verlust in Pommern war, da er für 160 □ Meilen, die er in Pommern verlor, 200 □ Meilen erhielt, so konnte er den Verlust desselben doch nicht so leicht

verschmerzen, da er entschieden zur Gründung einer Seemacht hinneigte, und ihm desshalb der Besitz der pommerischen Seeküste doppelt wichtig erschien; doch war die Erwerbung jener schönen Länder im Innern von Deutschland für Preussen von grosser Bedeutung, da hiedurch Brandenburg mit den mittleren deutschen Staaten in immer engere und folgenreichere Berührung kam, seine centrale Stellung verstärkt und es gezwungen wurde, an allen Händeln der binnendeutschen Politik theilzunehmen.

Durch den westphälischen Frieden wurde die Macht des Kaisers wesentlich beschränkt, derselbe in einen beinahe machtlosen Schatten verwandelt und durch die selbstständige Stellung der einzelnen Fürsten in ihren Ländern das Reich selbst noch machtloser und ohnmächtiger; doch für die Völker wurden hohe Güter: die Möglichkeit freier eigenartiger Geistesentwicklung, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit gewonnen.

Während auf dem fünf Jahre dauernden Congresse zu Münster und Osnabrück die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches verhandelt wurden, widmete Friedrich Wilhelm dem Emporblühen seiner Staaten eine unausgesetzte Sorge. Sehr bald überzeugte er sich, dass er selbst die in dem Frieden ihm zugestandenen Länder, welche der Feind noch besetzt hielt, ihm werde abdringen müssen und verwendete deshalb alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, ein stehendes, in Waffen wohl geübtes und von vaterländischer Gesinnung erfülltes Heer zu schaffen. Freilich kostete ein solches dem Lande grosse Summen; aber die Erfahrung hatte gelehrt, wie wehrlos ein Land ohne stehendes Heer den Feinden gegenüber stehe, wie die bei Ausbruch eines Krieges rasch zusammengerafften Söldnerhaufen ihren Zweck nur schlecht erfüllten, wie sie im Kriege nur ihr eigenes Wohlleben, ihre eigene Bereicherung auf Kosten des armen Landes im Auge hatten und nach dem Kriege oft eine Geisel und Plage für die Bevölkerung geworden waren.

Schon unter Kurfürst Joachim Friedrich hatte das Kriegswesen allmählig eine ganz andere Einrichtung erfahren; statt des Aufgebots der Lehensritter und ihrer Reisigen hatte man sich mehr und mehr gewöhnt, Söldnerheere anzuwerben und in allen Staaten wurden bald stehende Truppen gehalten.

Am Anfange seiner Regierung hatte der Kurfürst ein Korps von 3000 Mann in Sold genommen und war fortwährend bestrebt, dasselbe zu vermehren; schon im Jahre 1646 zählte die brandenburgische Armee 8000 Mann; im Jahre 1651 konnte er 16000 Mann in's Feld führen und beim Kriege zwischen Schweden und Polen im Jahre 1655 erschien er mit 26000 Mann und 72 Geschützen. Wie viel Jammer und Elend wäre dem Lande erspart gewesen, hätte Georg Wilhelm im dreissigjährigen Kriege eine solche Heeresmacht zur Verfügung gehabt.

Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms befand sich das Militär in demselben entnervten Zustande, in den das Land herabgesunken war; die Disciplin war untergraben, die Bewaffnung mangelhaft, der Wille der Führer unumschränkt, rücksichtslos nur ihren Vortheil suchend. Doch durch die unausgesetzten Bemühungen des Kurfürsten, der bei dem Generalfeldmarschall Georg von Derfflinger und dem Generalfeldzeugmeister Otto von Sparr die eifrigste Unterstützung fand, wurde das brandenburgische Heer bald vorzüglich und hatte sich in kurzer Zeit durch seine Tapferkeit, Dressur und vorzügliche Mannszucht überall grosses Ansehen erworben.

Die Behandlung des gemeinen Soldaten war sehr streng und musste es auch sein, da die aus allerlei losem Gesindel und davongelaufenen Ausländern zusammengeworbenen Söldlinge mehr einer Horde als einem Heerbanne glichen. In den letzten Jahren des Friedens, als die Regimenter feste Garnisonen erhielten, wurde auch die Mannszucht menschlicher und der Kurfürst, der während der Feldzüge mit unerbittlicher Strenge verfuhr, erliess am 29. Januar 1688 eine Verfügung, in welcher verboten wurde: „die Soldaten oder gemeinen Knechte, wenn sie excediret oder sich vergriffen, nicht mehr wie bisher üblich zwischen die Piken zu führen und von denen Unteroffizieren mit Stockschlägen und Prügeln übel zuzurichten.“

Die Infanterie, welche ihre Ausbildung hauptsächlich Otto von Sparr verdankte, bestand aus Musketieren und Pikeniren und war mit einem bequemen sitzenden, blauen Tuchrock bekleidet; erstere waren mit Degen und schweren Musketen bewaffnet, welche beim Abfeuern auf eine Gabel gelegt

wurden; letztere trugen Picken, auch Schweinsfedern genannt, 16 Fuss lang, ausserdem den Degen, Panzer und zum Schutze des Kopfes Pikelhauben, während die Musketiere mit einem Filzhute versehen waren; die weiten Beinkleider waren mit Bandschleifen gezieret.

Die Reiterei, durch den berühmten Reitergeneral Derfflinger ausgebildet, war grösstentheils sehr reich gekleidet, gut beritten und vortrefflich bewaffnet; sie trug lederne Koller, meist Helm und Panzer und hatte als Waffe ein langes Schwert, Karabiner und Pistole. Eine besondere Abtheilung bildeten die Dragoner, welche sowohl zu Fuss wie zu Pferde verwendet wurden und mit Säbeln, kurzen Piken und leichten Musketen bewaffnet waren.

Der Artillerie, welche bisher gar nicht zum Heer gerechnet wurde und ein in sich zunftmässig geordnetes Handwerk bildete, verlieh Friedrich Wilhelm zuerst in Europa eine Organisation, durch welche sie zu einem Bestandtheile der Armee gemacht wurde.

In den letzten Regierungsjahren des Kurfürsten wurden schon kleine Abtheilungen von Jägern zu Fuss und zu Pferde aus den Forstbeamten des Landes formirt; auch das Befestigungswesen im Lande wurde durch von Sparr auf eine damals hohe Stufe der Vollendung gebracht.

Der Kurfürst war die oberste Militärbehörde, nach ihm der Generalfeldmarschall und die Chefs nach ihrer Bestallung; die jüngeren Offiziere erhielten auf den Vorschlag des Chefs vom Kurfürsten die Bestätigung und avancirten nach dieser.

Vor dem Ausbruche eines Krieges wurde im Beisein der Feldmarschälle im Geheimen Rathe über Alles auf das Militär Bezug habende berathen; im Kriege selbst hielt der Kurfürst mit den ältesten Generalen Kriegsrath, und es war dann jedem Beisitzer gestattet, unverhohlen seine Meinung zu sagen. Der grössere Theil der Offiziere in den höheren Stellen war mit Adeligen besetzt; trugen die Städte zu den Werbungen bei, so war es ihnen gestattet, Offiziere zu stellen. Die Regimenter führten nach ihren Obersten den Namen, von ihnen empfing der Soldat den Lohn seiner Thaten in Geld oder an Ehre; die

Fahne wurde als Heiligthum angesehen, sie war das Banner, um das sich Alles sammelte; der Fähnrich, welcher sie trug, durfte kein Strafrecht ausüben, es war ihm im Gegentheil gestattet, für die Schuldigen um Gnade zu bitten.

Orden und Ehrenzeichen wie heute kannte man damals in der Armee noch nicht; der vom Kurprinzen schon sehr früh gestiftete Orden de la générosité durfte mit Erlaubniss des Kurfürsten getragen werden, war aber nicht von der Bedeutung, dass er irgend einen Einfluss ausgeübt hätte.

Auf alle Weise sorgte der Kurfürst nach Kräften für sein Heer. Die Art und Weise, mit welcher der Krieg geführt wurde, hatte auch dem Offizier eine rauhe Aussenseite gegeben, welche durch die im eigenen Lande verübten Missbräuche noch mehr angeregt ward. Um dem Mangel an Bildung unter den Offizieren abzuhelpen, gründete er schon im Jahre 1653 zu Colberg eine Ritterakademie, in welcher sechzig für den Kriegsdienst bestimmte Zöglinge ihre Bildung erhielten. Die jungen Edelleute wurden auf derselben in allerlei Uebungen unterrichtet, im Reiten, Fechten und Tanzen, den Militärwissenschaften, der Mathematik, Musik und französischen Sprache, „damit die pommersche Jugend sich diesen Studien ergebe und zum grossen Nachtheile ihres Heils nicht mehr nöthig hätte, fremde Reiche zu besuchen, wo, wie es öfter geschieht, sie dabei ihr Vermögen verschwendet“.

Bei dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's war das Duelliren an der Tagesordnung; die unbedeutendste Veranlassung sollte mit dem Schwerte ausgekämpft werden; diesen häufigen Zweikämpfen vorzubeugen, erliess der Kurfürst im Jahre 1652 von Cleve aus eine strenge Verordnung, worin er bei seiner höchsten Ungnade und schwerer Strafe die Duelle verbot und in Folge dieser Bestimmung liessen die Duelle auch wirklich sehr nach.

Die Feldmarschallswürde in der brandenburgisch-preussischen Armee kommt unter Friedrich Wilhelm zuerst vor, als er am 26. Juni 1657 den General Otto Christoph Freiherrn von Sparr in Folge seines Benehmens in der Schlacht von Warschau zum Generalfeldmarschall ernannte; im Jahre 1670

wurden Johann Georg II., Fürst von Anhalt-Dessau und Derfflinger, 1687 Friedrich Graf von Schomburg oder Schoenburg mit dieser Würde ausgezeichnet. Bemerkenswerth ist, dass die ersten Marschälle sich nicht in der Armee gebildet hatten, sondern aus fremden Diensten herüber traten, so von Sparr aus kaiserlichen, der Fürst von Anhalt aus schwedischen, Derfflinger zuerst aus sächsischen in schwedische und später in brandenburgische, Graf Schönburg aus französischen in portugiesische und dann in kurfürstliche Dienste.

Sein vertrautester Rathgeber war während des grössten Theiles seiner Regierung Otto von Schwerin, welcher als erster Minister die Stelle des ehemaligen Kanzlers mit dem Titel eines Oberpräsidenten und dem höchsten Range unter allen Beamten einnahm; in militärischen Angelegenheiten aber erhielt er an dem berühmten Derfflinger eine grosse Stütze. Bei diesem ersten berühmteren preussischen Generale, dem das brandenburgische Heer so unendlich viel verdankt, wollen wir einen Augenblick verweilen.

Georg Derfflinger, geboren am 16. März 1606 in dem österreichischen Dorfe Neuhofen an der Traun im Lande ob der Enns als der Sohn armer Bauersleute evangelischer Religion, erlernte ursprünglich das Schneiderhandwerk und trat mit 16 Jahren seine Wanderschaft durch das Reich an, in welchem zu jener Zeit an allen Orten die Kriegsflagel loderte. Als er ohne einen Pfennig Vermögen bei Leitmeritz an eine Fähre gekommen, wiesen ihn die Schiffer zurück, da er die Ueberfahrt nicht bezahlen konnte, während ein Haufen Reiter unentgeltlich von dem Knechte übergesetzt wurde. Der Anblick der kecken Reiterschaar rief in der Brust des jungen Schneiders einen plötzlichen Entschluss hervor: er warf sein Bündel sammt Scheere und Bügeleisen in den Strom und liess sich auf der Stelle als Reiter anwerben. Es mag dahingestellt sein, ob diese populär gewordene Darstellungsweise auf Wahrheit beruht; genug, wir finden Derfflinger zuerst in Böhmen unter Graf Mathias von Thurn fechten, später aber in sächsische Dienste treten, wo er, durch Tapferkeit und kriegerische Tüchtigkeit ausgezeichnet, bald zum Offizier befördert wurde. Er nahm an allen hervor-

ragenden Kämpfen des dreissigjährigen Krieges stets auf Seiten der Evangelischen Theil und trat bei Gustav Adolphi's Landung unter dessen Fahnen; er hat sich daselbst so ausgezeichnet, dass wir ihn schon im Jahre 1635 als schwedischen Oberstlieutenant finden. Nach dem westphälischen Frieden wurde er mit dem grössten Theile des schwedischen Heeres mit reicher Belohnung entlassen und lebte zurückgezogen auf seinen Gütern in der Mark, welche er durch seine Heirath mit dem reichen Fräulein von Schaplow erhalten hatte.

Bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Schweden und Polen bedurfte der Kurfürst eines kriegserfahrenen und tüchtigen Anführers und warf seine Blicke auf den bereits rühmlichst bekannten Reiterobersten, welcher nun im Jahre 1655 als Generalwachtmeister in brandenburgische Dienste trat. Seine alte Bekanntschaft unter dem Kriegsvolke, das ehemals unter den Schweden gedient, verschaffte dem Kurfürsten viele tüchtige Offiziere, sein berühmter Name förderte die Werbungen und seine Anordnungen trugen wesentlich zur Ausbildung der jungen Kriegsmacht bei, deren Ordnung, Disziplin und Ausrüstung die Welt bald in Erstaunen setzte.

Derfflinger nahm rühmlichen Antheil an den Feldzügen gegen die Polen, Schweden und Franzosen; keine Schlacht hat der Kurfürst geschlagen, keine Festung erobert, wobei nicht Derfflinger an seiner Seite foht und vor den anderen Anführern zur glücklichen Entscheidung beitrug; wir werden ihn bei allen grossen Kriegsthaten, besonders in der Schlacht bei Fehrbellin noch rühmend erwähnen müssen. Selbst im Alter von 72 Jahren übernahm er auf seines Fürsten Wunsch noch die Anführung im Schwedenkriege und zeichnete sich noch mit altgewohnter Tapferkeit und persönlichem Muthe aus, immer voran in Kampf und Gefahr.

Derfflinger war eine derbe Soldatennatur, ein Mann der That, der jedoch nie tollkühn unternahm, was er nicht hätte ausführen können; der Unternehmungsgeist, die Schnelligkeit und Kühnheit, welche im Reiterdienst vor Allem nöthig sind, bilden die Grundzüge seines Charakters als Kriegsmann; die Reiterei war seine Waffe, ihr blieb er sein ganzes Leben

durch treu, vom gemeinen Reiter bis zum Feldmarschall; er nahm immer persönlich in den vordersten Reihen an dem Gefechte theil, und diese Lust verliess ihn selbst nicht im hohen Alter; denn bei dem nächtlichen Ueberfall Rathenow's war er als Greis von 70 Jahren der erste, der über die niedergelassene Zugbrücke sprengte.

Die Truppen liebten ihn und folgten mit Vertrauen seiner Anführung; er hatte eine leutselige und freigebige Art. Seine Kriegskenntniss und Waffenkunde verdankte er bloss der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung, denn Gelehrsamkeit und Studium blieben ihm durchaus fremd, und sein Mangel an Schulunterricht, namentlich am Lateinischen, gab oft zu lustigen Missverständnissen Veranlassung; doch seine natürliche Begabung und sein scharfer Verstand halfen ihm über dergleichen Mängel leicht hinweg und befähigten ihn sogar, bei staatsmännischen Unterhandlungen öfters eine hervorragende Rolle zu spielen. Von Natur Biedermann und heiteren Sinnes scheint er eine gewisse Derbheit und Laune glücklich vereint zu haben und schämte sich der Erinnerung seiner früheren Lebensjahre keineswegs, nur vorwerfen sollte sie ihm keiner. Von seinen beiden Söhnen fiel der jüngere im Jahre 1686 bei der Erstürmung der Festung Ofen, der ältere starb 1724 kinderlos und mit ihm erlosch der Name des Derfflinger'schen Geschlechtes.

Derfflinger verlebte die letzten Jahre im Schoosse seiner Familie und starb am 4. Februar 1695 an Altersschwäche im 90. Lebensjahre. In neuerer Zeit wird er durch eine ähnliche Erscheinung im preussischen Heere, den Feldmarschall Blücher, in unser Gedächtniss zurückgerufen — das schönste Denkmal für ihn, dass wir an ihn durch den Feldmarschall Vorwärts erinnert werden.

Der Unterhalt des Heeres wie die Wiederherstellung alter und Errichtung neuer Festungen erfordert natürlich einen grossen Kostenaufwand, welchen das verarmte Land

schwer aufzubringen vermochte. Der Kurfürst brauchte zu seinen Schöpfungen Geld und sah sich genöthigt, seinen Unterthanen immer neue Opfer aufzuerlegen und bald hatten Steuern, Zölle und Abgaben eine nie dagewesene Höhe erreicht; Friedrich Wilhelm musste auf Mittel denken, sein Heer zu erhalten, ohne das Land zu drückend zu belasten. Von dem freien Willen der Stände waren ausreichende Bewilligungen nicht zu erwarten, und diese verlangten sehr bald, er solle das Heer entlassen und nur zur Bewachung der Landesfestungen die nöthigen Truppen beibehalten. Der Kurfürst war aber überzeugt von der Nothwendigkeit eines stehenden Heeres für die Sicherheit und das Ansehen seines Landes und es blieb ihm kein anderer Ausgang, als es mit einer neuen Art Steuer zu versuchen. Er schlug nach dem Beispiele Hollands eine Steuer auf alle inländische und ausländische Waare vor, eine sogenannte Verbrauchssteuer oder Accise, welche auf alle im Lande verbrauchte Waaren gelegt werden sollte. So mussten alle Landbewohner beim Einkaufe der unmerklich vertheuerten Waaren zu den Steuern mit beitragen und es hatten nicht mehr die Grundbesitzer allein die ganze Last der Abgaben zu tragen.

Die Städte erklärten sich bald mit der Absicht des Fürsten einverstanden und baten ihn, die Verbrauchssteuer allgemein im Lande einzuführen. Da nicht mehr auf den Grundstücken allein die ganze Last der Auflagen ruhte und viele arme Grundbesitzer sehr erleichtert wurden, so wurden wieder Häuser gebaut und in Kurzem zeigten sich die Segnungen der neuen Einrichtung. Nur der Adel, der sich in seinen alten Steuerprivilegien beinträchtigt fühlte, setzte der neuen Anordnung den grössten Widerstand entgegen. Da aber die Städte allein die neuen Bedürfnisse aufbrachten und die neue Steuereinrichtung ganz ohne den Beistand der Ritterschaft durchgeführt wurde, so verlor diese natürlich an ihrem bisherigen Einfluss und hatte immer weniger in den allgemeinen Landesangelegenheiten mitzusprechen; die fürstliche Gewalt wuchs daher, der Kurfürst kam immer mehr in den alleinigen Besitz der allgemeinen Landesregierung und brauchte nach den Willen der Stände nicht mehr viel zu fragen.

Friedrich Wilhelm war aber nicht nur bedacht, durch eine starke und gut geschulte Kriegsmacht sein Land für künftige Kriegsfälle zu schützen und die grossen für das Heer erforderlichen Kosten bei möglichster Schonung des Landes aufzubringen, es war auch sein eifrigstes und ernstestes Bestreben, Ackerbau und Viehzucht, Handel und Gewerbe, die in Folge der langen Kriege arg darniederlagen, wieder zur Blüthe zu bringen. Er ordnete eine gründliche Untersuchung aller landesherrlichen Einkünfte an und bereiste selbst viele seiner Landestheile, um mit eigenen Augen zu sehen, wie die fürstlichen Aemter verwaltet wurden, um mannigfache Verbesserungen anzugeben, die er in Holland kennen gelernt hatte und, wenn thunlich, den Ertrag der Aemter zu erhöhen. Er schickte Beamte in die verschiedenen Kreise, welche Verzeichnisse aufnehmen mussten über die ausgestorbenen Dörfer, wüst liegenden Aecker, über den Zustand des Landbaues, der Viehzucht etc. Es wurden Aufforderungen an alle erlassen, welche von den herrenlos gewordenen Gütern Besitz zu nehmen Lust hatten, und allen, welche die niedergebrannten Häuser wieder aufbauen wollten, wurde das nöthige Bauholz überlassen und eine Strecke Landes auf zehn Jahre frei von Abgaben überwiesen. Er zog viele Bauernfamilien aus den Niederlanden und selbst Schweizer in's Land, welche an den Ufern der Havel sowie in den Niederungen der Oder, der Warte und der Netze das Beispiel besserer Bodenbearbeitung und Viehzucht gaben; auch die Hebung der Gartenkunst liess er sich angelegen sein und wollte, dass jeder Bauer bei seinem Hause einen Garten anlegte, und keiner sollte heirathen, der nicht vorher wenigstens sechs Obstbäume gepfropft und sechs Eichbäume gepflanzt hätte.

Die Gewerbthätigkeit förderte er durch Errichtung von Musteranstalten, durch Anlegen von Strassen und Kanälen, wie des grossen Friedrich - Wilhelmskanals, welcher die Oder mit der Spree und dadurch mit der Havel und Elbe verbindet; er untersagte die Einfuhr aller Waaren, welche im Inlande selbst gefertigt wurden und verbot zur Hebung der inländischen Tuchweberei die Ausfuhr an Wolle. Von Anfang an richtete er sein Augenmerk auf die Pflege der geistigen Bildung seines

Volkes, auf die Förderung der Schulen, Kunst und Wissenschaft, auch legte er durch die Erwerbung einer ansehnlichen Büchersammlung den Grund zu der grossen königlichen Bibliothek in Berlin.

Eine der wichtigsten Einrichtungen dieser Regierungszeit des grossen Kurfürsten war die Einführung des Postwesens, welches in den Jahren 1646—1650 trotz des Widerspruches des erblichen Reichspostmeisters Grafen von Thurn und Taxis von ihm, nachdem schon Johann Sigismund damit begonnen, verbessert und erweitert wurde und die weit zerstreut liegenden Provinzen des Landes zum Vortheile des Handels und des freien Verkehrs mit einander verband.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte der Kurfürst der Hebung des Handels, da er in Holland gesehen, welcher Wohlstand aus diesem für ein Volk hervorgehen kann und hatte für dessen künftigen Aufschwung die weitgehendsten Pläne; er beabsichtigte sogar mit der Zeit sein Land in die Reihe der Seemächte zu stellen und seinem Volke alle Vortheile des überseeischen Handels zuzuwenden. Schon im Jahre 1650 kaufte der Kurfürst den Dänen die Festung Dansburg auf der Küste Koromandel ab und suchte durch innige Verbindung mit den Hansastädten dieses Unternehmen zu sichern; umsomehr fühlte er den Verlust Stettin's und der Odermündungen. Doch die Verwirklichung dieses kühnen Gedankens war einer späteren Zeit seiner Regierung vorbehalten.

Alle diese Schöpfungen Friedrich Wilhelm's, theils noch während des dreissigjährigen Kriegs, theils zur Zeit der Ruhe nach den Stürmen desselben bedurften zu ihrer Reife der Zeit und ungestörten Friedens; doch diese Zeit der Ruhe war leider zu kurz zugemessen, um schon jetzt die Früchte in reicheren Staatseinnahmen ernten zu können; nur wenige Jahre waren dem Kurfürsten vergönnt gewesen, die Spuren der Verwüstung, welche der dreissigjährige Krieg in seinen Ländern zurückgelassen, einigermaßen zu tilgen, als die Zwietracht auf's Neue ihre Brandfackeln in die friedlichen Hütten warf. Die verwandten Königshäuser in Polen und Schweden begannen einen langjährigen, unheilvollen Krieg, in welchen der Kurfürst

gegen seinen Willen hineingezogen wurde, und so fand das Heer, das Friedrich Wilhelm mit Anstrengung aller Kräfte seines Landes gebildet und vermehrt hatte, bald Gelegenheit, seine Tüchtigkeit zu erproben.

Nachkommen des Schwedenkönigs Gustav Wasa herrschten damals durch blutigen, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden Familienhass geschieden, in Schweden und Polen. Im Jahre 1644 hatte die gelehrte und geistvolle, doch launenhafte und unweibliche Tochter Gustav Adolf's, Christine, mit 18 Jahren von den Ständen des Reiches für mündig erklärt, den Thron bestiegen. Ihre oft despotische Regierung, ihr anstössiger Lebenswandel und ihre grenzenlose Verschwendung brachten sie in kurzer Zeit in ernste Zerwürfnisse mit den schwedischen Reichsständen und diese forderten wiederholt, um Schwedens Thronfolge zu sichern und der tyrannischen Weiberherrschaft zu entgehen, dass die Königin sich vermähle. Doch diese erklärte bald mit Bestimmtheit, dass sie sich niemals vermählen werde, musste aber genehmigen, dass ihr Vetter, der ihr als Nachfolger bestimmte Pfalzgraf Carl Gustav von Zweibrücken, der schon als Heerführer im dreissigjährigen Kriege sich hohen Ruhm erworben hatte, am 10. März 1649 feierlich als Thronfolger in Schweden anerkannt wurde. Aber auch der König Johann Casimir von Polen, der nach dem Ableben seines Bruders Wladislaw IV. am 20. April 1648 hauptsächlich durch die Bemühungen des grossen Kurfürsten zum Nachfolger gewählt war, machte Ansprüche auf den schwedischen Thron und wies 400 000 Reichsthaler, welche ihm die Königin Christine als Entschädigung für das Aufgeben seiner Ansprüche bieten liess, zurück; doch kam es vorläufig noch nicht zum Kriege.

Im Juni 1654 legte Christine, nachdem sie in wenigen Jahren durch ihre Verschwendungssucht die Schätze und den

Credit des Staates völlig ruinirt und durch Verschenkung der Krongüter den Grundstock des Staatsvermögens fast vernichtet, die Regierung freiwillig nieder und Carl Gustav bestieg als Carl X. den Thron. Nach einem abenteuerlichen Leben in Paris kehrte die Tochter Gustav Adolf's wieder in den Schoos der katholischen Kirche zurück und starb 1689, in höchst dürftigen Verhältnissen von einer päpstlichen Pension lebend, in Rom.

Der Polenkönig protestirte sofort nach der Thronbesteigung Karl X. abermals feierlich gegen diese Verletzung seiner Erbrechte und zwar in einer den Schwedenkönig so verletzenden Weise, dass der Krieg unvermeidlich war; zudem sah auch Karl X. in einem auswärtigen Kriege das einzige Mittel, dem drohenden Staatsbankerott zu entgehen.

Brandenburg wurde nun abermals durch seine Lage zwischen den beiden kriegführenden Mächten genöthigt, an dem Kampfe theilzunehmen; von beiden Seiten wurden die verlockendsten Versprechungen gemacht, den Kurfürsten auf ihre Seite zu ziehen, da er zu dieser Zeit schon ein wohlgeübtes Heer von 26000 Mann und 72 Geschützen hatte.

Um festen Fuss an der Ostseeküste fassen zu können, verlangte Schweden die Einräumung der preussischen Seehäfen, versprach aber, den Kurfürsten von der polnischen Lehensherrschaft zu befreien und ihm den Besitz Preussens als souveränes Herzogthum zu sichern; doch konnte Friedrich Wilhelm den Schweden die Art, wie sie ihn des grössten Theils von Pommern beraubt, noch nicht vergessen und wer bürgte ihm dafür, dass sie ihre Versprechungen halten würden? Zudem war in Deutschland die öffentliche Meinung keineswegs auf Seite Schwedens und die meisten Fürsten sahen mit Argwohn auf das weitere Umsichgreifen dieser Macht.

Mit den Polen ein Bündniss zu schliessen empfand der Kurfürst ebenso wenig Neigung; er wie sein Vater hatten von ihnen nur Bitteres und Demüthigendes erfahren; zudem waren die Polen gar nicht zum Kriege gerüstet, und es herrschte bei ihnen eine unglaubliche Bestürzung und Verwirrung, so dass sie später selbst die Türken um Hülfe anflehten.

Unter diesen Verhältnissen wollte der Kurfürst im bevorstehenden Kampfe neutral bleiben und zwischen beiden Parteien eine so starke Stellung einnehmen, dass er ein zu grosses Uebergewicht der einen oder der anderen jeden Augenblick zu verhindern und seinen eigenen Vorthail wahrzunehmen vermochte; seine Politik konnte keine andere sein als: den Krieg jener beiden Mächte zu nützen, um sich ihrer gefährlichen Nachbarschaft und drückenden Oberherrschaft zu entledigen. Das Ziel, bald auf dem Schlachtfelde mit scharfem Schwerte, bald auf dem Congresse mit gewandter Feder, dort mit heldenmüthiger Tapferkeit, hier mit diplomatischer Klugkeit zu verfolgen, war die schwierige Aufgabe, die dem Kurfürsten ruhmvoll und glücklich zu lösen gelang.

Er erklärte dem Schwedenkönig, als dieser immer dringender auf dem Abschluss eines Bündnisses bestand, dass er im Kampfe parteilos bleiben, den Schweden aber freien Durchzug durch Preussen gestatten wolle. Da liess der Schwedenkönig ohne Rücksicht auf die Neutralität Brandenburgs und auf den allgemeinen Unwillen in ganz Europa ein schwedisches Heer durch Brandenburgisches Gebiet nach Posen und Kalisch rücken, besetzte diese Städte und schlug den Polenkönig am 6. September 1655 bei Czernova. Als nun Carl X. im raschen Siegeslauf den Polenkönig zwang, seinem Reiche völlig den Rücken zu kehren und sich ganz Polen bis auf Danzig unterworfen hatte, da fürchtete der Kurfürst mit Recht ein zu starkes Uebergewicht Schwedens und zögerte nicht, sich der polnischen Sache zuzuwenden. Als er nun einen Vertrag mit Holland abschloss und ein Bündniss mit den Ständen des polnischen Preussen zu Stande brachte, beendete der kühne und entschlossene Schwedenkönig alle diese zweideutigen Verhandlungen mit einem Schlage, indem er plötzlich mit einem starken Heere vor Königsberg rückte und von dem dort weilenden Kurfürsten entschieden forderte: ihm, als dem Nachfolger in den Rechten des Polenkönigs die Huldigung für das Herzogthum Preussen als Lehen der schwedischen Krone zu leisten, wozu sich Friedrich Wilhelm auch entschliessen musste; ferner den Gebrauch seiner Häfen zu gestatten und 1500 Mann Hilfstruppen zu stellen, wo-

gegen Schweden dem Kurfürsten das den Polen abgenommene Bisthum Ermland abtrat.

So hatte alle Kunst und Berechnung dem Kurfürsten nichts weiter geholfen, als dass er aus einem polnischen Vasallen ein schwedischer geworden war.

Doch war inzwischen in Polen eine Wendung zu Ungunsten der Schweden eingetreten, und das Volk hatte sich überall erhoben, um das schwedische Joch abzuschütteln. Mit Beschämung sahen die polnischen Grossen ein, in welch' traurige Lage ihre Uneinigkeit, ihre Feigheit und ihr offener Verrath das Vaterland gebracht hatten. An Stelle des von selbst gewählten Königs herrschte jetzt ein fremder Fürst, unter dessen strengem Regimente von der alten polnischen Republik, von der ehemals so glänzenden Stellung polnischer Senatoren nicht mehr die Rede war; mit Schmerz und Ingrimm sahen sie sich und das Volk bedrückt von fremden Krieglern und der Entschl.uss, es müsse anders werden, reifte in Vieler Herzen; bald war ganz Polen in Aufstand, nur der schwache König Johann Casimir selbst war flüchtig in Schlesien. Karl X. gab sich nun alle Mühe, den Kurfürsten zu einem Bündniss zu bestimmen, und es kam auch im Juni 1656 zu Marienburg zu einem solchen, in welchem Friedrich Wilhelm für die versprochene Hülfe die Palatinate Kalisch und Posen zugesichert erhielt; der Kurfürst verpflichtete sich dafür zur gemeinsamen Bekämpfung der Polen; in Preussen sollte Friedrich Wilhelm, in Polen Karl den Oberbefehl führen.

Als der König von Polen den Kurfürsten auf eine drohende und herausfordernde Weise von einem Bündniss mit Schweden abmahnte, rückte Friedrich Wilhelm mit dem Schwedenkönig gegen Warschau vor und besiegte in der dreitägigen grossen Schlacht bei Warschau am 18., 19. und 20. Juli 1656 die Polen. Der Heldenmuth des Kurfürsten, die Kriegskunde seiner Generale und die Tapferkeit seiner Truppen leuchteten glänzend hervor an diesen Tagen, in denen 16000 Schweden und Brandenburger gegen 40 000 Polen, darunter 6000 Tartaren, fochten. Auf beiden Seiten war die Haupt-

stärke der Armee die Reiterei, und Derfflinger besonders konnte hier den alten Ruhm seiner Kriegsthaten bewähren.

Als aber die Schweden diesen glänzenden Sieg noch mehr ausnutzen und den Feind gänzlich vernichten wollten, fürchtete der Kurfürst, dass bei einer grösseren Schwächung Polens die schwedische Uebermacht auch Brandenburg gefährlich werden könne, unterstützte daher die Schweden nicht weiter und ging zum Schutze seiner Grenzen nach Preussen zurück. In diese Provinz war eine Horde von 20 000 Tartaren und Lithauern eingefallen, hatte ein brandenburg-schwedisches Heer von 10 000 Mann vernichtet, wurde aber bald darauf wieder über die preussische Grenze zurückgetrieben; doch hatten diese barbarischen Horden furchtbare Spuren der Verwüstung in dem südöstlichen Preussen zurückgelassen: was sie nicht auf ihren Raubzügen mit fortschleppen konnten, tödteten sie, oder übergaben es den Flammen; sie schonten weder die Frauen, noch Kinder und Greise und das Loss derer, die unter der Mordwaffe starben, war oft beneidenswerth gegen das jener, die zugleich mit den Viehheerden fortgetrieben und als Sklaven verkauft wurden.

Mit tief betrübtem Herzen ritt der Kurfürst durch die noch rauchenden Trümmer der von den Feinden niedergebrannten Dörfer und Städte, und den noch übrig gebliebenen Bewohnern konnte er weder Entschädigung und Hilfe bieten, noch auch Sicherheit für die Zukunft. Schon damals dachte er daran, sich mit dem König von Polen zu versöhnen, um Preussen nicht fernerhin so verderblichen Einfällen ausgesetzt zu sehen.

Da nun auch der Kaiser von Deutschland und der König von Dänemark sich für Polen erklärten, waren die Schweden der brandenburgischen Hilfe dringend bedürftig und schlossen mit dem Kurfürsten am 20. November 1656 den Vertrag zu Labiau, worin der Kurfürst zum unabhängigen Herzog von Preussen und Ermland erklärt wurde, dafür aber seine fernere Hilfe den Schweden zusicherte. Doch war er von Anfang an nur wenig geneigt, die Schweden kräftig zu unterstützen und als Preussen auf's Neue der Schauplatz verwüstender Züge der Tartarenschwärme geworden und auch in die Neumark und

Pommern die Polen und Kosaken verheerend eingedrungen waren, nahm er die ihm vom Kaiser angebotene Vermittlung an und schloss im September 1657 den Vertrag zu Welaun, in welchem auch Polen wie vorher Schweden die volle Landeshoheit und souveräne Gewalt im Herzogthum Preussen dem Kurfürsten zugestand, wogegen er alle Eroberungen, auch Ermeland herausgab und im Falle eines Krieges 1500 Mann Hilfstuppen für Polen zu stellen versprach.

Durch diesen Bund mit Polen war Friedrich Wilhelm der Rachelust und dem Zorne Karl X. ausgesetzt und sein ganzes Bestreben ging desshalb dahin, demselben neue Feinde zu erwecken. Während Karl glücklich gegen das mit Friedrich Wilhelm verbündete Dänemark kämpfte, schloss der Kurfürst 1658 mit Oesterreich ein Schutz- und Trutzbündniss und rückte in Holstein ein, während auf seine Aufforderung hin Holland eine Flotte zum Schutze Dänemarks in die Ostsee schickte; mit dem russischen Zaren suchte er ein gutes Einvernehmen zu unterhalten und warnte ihn zugleich vor einer Verbindung mit den Schweden, welche treulos und rachsüchtig wären.

So zu Land und zur See hart bedrängt, konnte der nordische Held seine Eroberungen weder in Polen noch in Preussen und Dänemark behaupten und verdankte es nur der Uneinigkeit unter seinen Feinden, dass er nicht auch Pommern verlor. Doch fand er Unterstützung bei dem mächtigen Frankreich und dadurch im Friedenscongress im Kloster Oliva bei Danzig günstige Bedingungen.

Der am 12. Februar 1660 erfolgte Tod des Königs Karl Gustav veranlasste zwar eine Unterbrechung der Verhandlungen, allein seit dieses trotzig Haupt die Augen für immer geschlossen, konnte das Friedenswerk desto rascher gefördert werden. In dem am 3. Mai 1660 geschlossenen Frieden, wobei französische Abgeordnete als Vermittler für die Krone Schweden zugegen waren, gab Schweden seine Eroberungen in Preussen, der Kurfürst die in Pommern und Holstein heraus; die Verträge von Königsberg und Labiau, wodurch Preussen unter schwedische Oberhoheit kam, wurden für nichtig erklärt, dagegen

der Vertrag von Welaun, der Preussen's Unabhängigkeit aussprach, bestätigt.

So war Brandenburg der einzige Staat, welcher aus dem schwedisch-polnischen Krieg einen Zuwachs an Macht davontrug: die Befreiung Preussens von der polnischen Lehenshoheit, die Herstellung eines unabhängigen und souveränen Herzogthums Preussen war für den brandenburgischen Staat und für des Kurfürsten weitere Pläne ein unermesslicher Gewinn; zugleich hatte er einen so reichen Ruhm als Feldherr und Staatsmann geerntet, dass er während seiner weiteren Regierungsthätigkeit in den europäischen Angelegenheiten eine bedeutsame Rolle spielte. Doch hatte er auch frühere Verbündete verloren und neue Feinde gewonnen; der kaiserliche Hof nährte Eifersucht und ein unheilvolles Misstrauen gegen den souveränen Herzog von Preussen, welcher jetzt festen Fuss ausserhalb des römischen Reiches gewonnen hatte. Aeusserlich bestand zwar ein gutes Einvernehmen zwischen den Höfen von Wien und Berlin, der Kaiser nahm auch den Kurfürsten in Anspruch, ihm gegen die Türken Hülfsstruppen zu senden und verbündete sich mit ihm gegen Frankreich; allein die kaiserlichen Minister standen im Solde Ludwig's XIV. und als der Kurfürst bald nach dem Frieden des Kaisers Beistand gegen die Schweden in Anspruch nahm, erhielt er eine ausweichende Antwort.

Obwohl das Herzogthum Preussen durch den Frieden von Oliva dem Kurfürsten zu souveränem Besitz zugefallen war, hatte er doch noch grosse Kämpfe im Lande selbst zu bestehen, ehe seine Herrschaft so unumschränkt anerkannt wurde, wie er sie ausüben wollte. Die fürstliche Gewalt war in dem Herzogthum sehr beschränkt gewesen, und in allen wichtigen Dingen entschied der Landestag. Eine solche Herrschaft war natürlich nicht nach dem Sinne des Kurfürsten,

der durch die Verträge von Welau und Oliva die alte preussische Verfassung für aufgehoben hielt und neue hohe Steuern ohne Bewilligung der Landesstände ausschrieb und gewaltsam eintreiben liess. Die Stände wollten sich in ihren bisherigen Freiheiten nicht beschränken lassen und widersetzten sich von Anfang an allen seinen Anordnungen, suchten sogar heimlich die Verbindung mit Polen wieder anzuknüpfen. Friedrich Wilhelm konnte die Anerkennung und Huldigung in Preussen nicht erlangen, weil er die Stände nicht berufen wollte, doch schrieb er nichtsdestoweniger immer neue Auflagen und Lieferungen für das Heer aus, so dass sich die Stadt Königsberg und bald darauf ein Theil des Adels seinem eigenmächtigen Verfahren widersetzte.

Als sich der Kurfürst endlich darauf verstand, den Landtag zu berufen und von demselben verlangte, dass er ein für alle Mal eine bestimmte Steuer für das Heer bewillige, erkannten die Stände, dass sich der Kurfürst hiedurch für die Zukunft von ihnen ganz unabhängig machen wolle und verstanden sich um so weniger zur Anerkennung der kurfürstlichen Souveränität. Die Gährung stieg immer mehr, zumal da im Jahre 1662 neue schwere Steuern gefordert wurden, und nun schickten die Städte den Sohn des Schöppenmeisters Rhode (dieser hatte im Vereine mit dem General von Kalkstein schon früher auf einer Versammlung der Adeligen zu Königsberg den Vorschlag gemacht, Gesandte nach Warschau um Hülfe beim Polenkönig zu schicken) an den polnischen König nach Warschau, welcher den Städten antwortete, dass er die Bürger in seinen Schutz nehme. Der Kurfürst liess nun Truppen in die Nähe von Königsberg rücken, doch auch die Bürger griffen zu den Waffen und brachten ihre Kanonen auf die Wälle.

Da zu erwarten war, dass diese auch neue Verbindungen mit Warschau anknüpfen würden, liess der Fürst alle Strassen nach Polen mit Truppen besetzen und suchte sich vor Allem des kühnen und unermüdlich thätigen Rhode zu bemächtigen, was auch durch List gelang; die Bürger, durch 3000 Mann brandenburgischer Truppen und die von der Festung Friedrichsburg auf die Stadt gerichteten Kanonen in Ordnung gehalten, wagten

keinen Versuch zu dessen Befreiung; er wurde des Hochverraths überführt und lebenslang in enger Haft gehalten.

Durch dieses schreckliche Beispiel gewarnt, mussten sich die Bürger bequemen, den Kurfürsten wegen des Geschehenen um Verzeihung zu bitten und seine Souveränität anzuerkennen, wogegen letzterer ausdrücklich die Privilegien und Rechte der Stände bestätigte, worauf am 28. Oktober 1663 die Huldigung in Königsberg erfolgte; der polnische Einfluss hörte von nun an auf und Friedrich Wilhelm war wirklich erst Souverän in Preussen.

Als jedoch die gesteigerten Geldbedürfnisse immer neue Steuern nöthig machten, bei deren Ausschreibung die Stände nicht zu Rath gezogen wurden, trat wieder allgemeine Missstimmung ein und an die Spitze der Unzufriedenen stellte sich der Oberst von Kalkstein, der Sohn des oben genannten Generals, drohte mit einem Einfall der Polen und schien sogar dem Kurfürsten nach dem Leben zu trachten. Festgenommen, wurde er als Hochverräther zum Tode verurtheilt, das Urtheil aber in ewige Gefangenschaft gemildert. Nach einjähriger Haft hauptsächlich auf die Fürbitte der Kurfürstin Dorothea, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelm's, wieder begnadigt unter der Bedingung, sich nicht rächen zu wollen und ohne Erlaubniss des Kurfürsten seine Güter nicht zu verlassen, begab er sich dennoch nach Warschau. Sein einschmeichelndes Wesen und seine Ueberredungsgabe gewannen ihm bald die Theilnahme des Königs und den Anhang vieler dortiger Magnaten; er glaubte sich bereits soweit siegreich, dass er durch falsche Papiere selbst den König zu überzeugen suchte, dass er ein heimlicher Abgesandter der Stände sei, die Nichts sehnlicher wünschten, als der Souveränität des Kurfürsten ledig zu werden.

Friedrich Wilhelm liess vergeblich durch seine Gesandten die Auslieferung des Verräthers verlangen und ertheilte endlich dem preussischen Gesandten den Befehl, sich mit Gewalt des gefährlichen Mannes zu bemächtigen; bei einer Zusammenkunft mit dem Gesandten, unter dem Vorwande einer wichtigen Mittheilung in dessen Haus gelockt, wurde er plötzlich ergriffen, an Händen und Füßen gebunden und geknebelt in einen ver-

schlossenen Wagen geworfen und unter sicherem Geleite aus Warschau fortgeschafft. Kalkstein, dessen Auslieferung von Polen vergeblich verlangt wurde, ward nach Memel gebracht, als Hochverräther zum Tode verurtheilt und am 8. November 1671 hingerichtet. Durch diesen Ausgang wurden die anderen Missvergnügten geschreckt und allmählich beugten sich die Preussen unter den entschiedenen und unerschütterlichen Willen des Kurfürsten; schon im Jahre 1676 wandten sich die Mitglieder des Landtages in einer Denkschrift über den Zustand des Landes an den Kurfürsten, deren ehrerbietige Sprache wunderbar abstach gegen den anmassenden Ton der früheren Jahre.

An die polnischen Angelegenheiten hatte sich sehr unberufener Weise Ludwig XIV. eingemischt; Frankreich stand ausser aller Berührung und Beziehung zu Polen, weder politische noch kirchliche oder Handelsinteressen kamen in Betracht, auch fehlte damals noch die wohlfeile Gelegenheit, durch diplomatisch-bombastische Protestationen sich den Ruhm eines Vertheidigers des verletzten Völkerrechts zu gewinnen.

In Polen wurde noch bei Lebzeiten Johann Casimir's, der entschlossen war, abzutanken, die Krone feilgeboten; Polen war noch Wahlreich, allein nicht das Volk, nicht geordnete Stände hatten das Recht, den König zu wählen, sondern allein der Adel und die katholische hohe Geistlichkeit. Der Adel war der einzige freie Grundbesitzer, allein, weder wohlhabend noch für geistige Interessen erregbar, mangelte demselben jede Kenntniss wissenschaftlicher Bildung; der auf seine freie Republik stolze Edelmann wurde in schmähhchster Knechtschaft gehalten von den Jesuiten, denen er sein Gewissen und von den Juden, denen er seine Ernten verpfändet hatte; einen berechtigten Bürger- und freien Bauernstand wie in Deutschland gab es dort nicht.

Seit Einführung des Wahlrechts war in der polnischen Verfassung der Keim zu allen Unordnungen zu sehen; man

wollte frei sein und vergass ganz, dass Freiheit ohne Ordnung ein eitler Gedanke ist; allen Intriguen war Thür und Thor geöffnet, und nur wenige unter den mächtigen Familien blieben, die allein das Wohl des Ganzen im Auge behielten.

Sobald bekannt wurde, dass Johann Casimir mit Ludwig XIV. in Unterhandlung getreten war und dem Prinzen Condé ein Kommando über polnische Truppen ertheilt hatte, um ihn auf diese Weise zu seinem Nachfolger zu erhalten, erhob sich in der Reichstagsversammlung ein gewaltiger Lärm. Der Tod der Königin (20. Mai 1667) veranlasste den geistes- und altersschwachen König, die Krone niederzulegen und den Reichstag aufzufordern, eine neue Wahl auszuschreiben. Der Pfalzgraf von Neuburg, der Prinz von Condé, und der Herzog von Lothringen, von auswärtigen Mächten unterstützt, waren als Bewerber aufgetreten; auch der Kurfürst von Brandenburg hatte eine mächtige Partei in Warschau für sich, doch, da als eine der Bedingungen der Uebertritt zur katholischen Kirche gestellt wurde, schlug dieser seine Bewerbung um die polnische Krone entschieden aus und wünschte nur, den Pfalzgrafen von Neuburg den polnischen Thron besteigen zu sehen.

Unter erbitterten und blutigen Händeln kam am 20. Juni die Wahl zu Stande, von der der Gesandte Hoverbecke in seinem Berichte an den Kurfürsten sagt: „Die Welt hatte bisher nur von sieben Weltwundern gewusst, nun dürfte das achte in Polen gefunden werden, nemlich eine schnelle und unerhofft erfolgte Königswahl.“

Diese Wahl fiel wider Erwarten auf den ganz unfähigen und widerstrebenden Fürsten Michael Coribut Wisnowiezki einen Nachkommen des alten litthauischen Bauern- und Königsgeschlechts der Piasten. Durch diese Wahl war der Kurfürst von dem Feinde und Nebenbuhler im Osten allem Anscheine nach wenn nicht für immer, so doch gewiss auf lange Zeit befreit; nach dem baldigen Tode Michael's im Jahre 1673 wurde der tapfere Sobieski zum Könige gewählt; eine unmittelbar feindliche Begegnung fand zwischen diesem und dem Kurfürsten nicht statt, da Sobieski durch die immer siegreicher vordringenden Türken anderweitig beschäftigt war. Von dem

durch Partheiungen zerrissenen Polen hatte Preussen nichts mehr zu befürchten, dagegen erhob sich desto gefahrdrohender ein Feind im Westen, welcher zunächst die vereinigten Niederlande mit Krieg überzog, als deren tapferer Bundesgenosse Friedrich Wilhelm nach dem Rheine zog.

Unter allen Fürsten und Staatsmännern jener Zeit war der grosse Kurfürst der Einzige, welcher das deutsche Reich gegen die Bestrebungen des Auslandes, namentlich des Königs von Frankreich zu schützen verstand und bereit war, den grossartigen und umfassenden Plänen dieses Königs mit einer selbstständigen Politik entgegenzutreten.

Die Herrschaft des habsburgischen Kaiserhauses hatte durch den dreissigjährigen Krieg eine gänzliche Niederlage erlitten; seit sich fremde Mächte in den grossen Riss, der durch das deutsche Reich ging, eingedrängt hatten, war es mit dem Uebergewicht des österreichischen Kaiserhauses vorbei und andere Mächte traten in den Vordergrund, zunächst das kleine Schweden, das unter dem grossen Gustav Adolf berufen schien, an die Spitze der mitteleuropäischen Staaten zu treten; doch nach dem Tode des kühnen Karl X. schwand die Macht Schwedens immer mehr und es trat, wie es seiner Grösse und Lage auch völlig entsprach, wieder in die zweite Reihe der europäischen Staaten zurück. Spanien war politisch völlig ohnmächtig geworden, sein König brachte die grösste Zeit des Tages im Gebete oder mit Erfüllung nichtssagender Förmlichkeiten zu. Russland konnte damals noch nicht unter die Reihe der civilisirten europäischen Staaten gerechnet werden, da erst nach dem Tode des grossen Kurfürsten Czar Peter I., der Grosse, seinen halbasiatischen Völkern europäische Gesittung und Bildung einzuimpfen bemüht war. Polen, an dessen Spitze ein König ohne Macht und Ansehen stand, war im Innern zerrissen durch die in der unglücklichen polnischen Verfassung begründete, chronisch gewordene Uneinigkeit der Nation. England bot ebenfalls ein Bild innerer Zerrissenheit und Willkürherrschaft; auch Holland, das erst kürzlich seine Befreiung vom spanischen Joche glücklicherungen, hatte bald seine alte Wehrkraft gänzlich verloren und als der Sturm des Krieges

hereinbrach, fand er das arme Land verwahrlost und vertheidigungslos. Was die einzelnen deutschen Länder betraf, so wurde das Herz mit Trauer erfüllt, wohin auch das Auge sich wenden mochte. Die meisten, auch noch so kleinen Fürsten wollten fortan ihr Ländchen nach Ludwigs XIV. Beispiel d. h. nach Willkür und eigenem Ermessen regieren und brachten durch grenzenlose Verschwendung, durch Pracht, Glanz und Maitressenwirthschaft unsagbares Elend über das arme, darbende Volk. Eine der wenigen Ausnahmen von diesem unwürdigen Treiben machte der brandenburgische Kurfürst; dieser liebte zwar auch Glanz und Pracht, wo es die Würde seiner Stellung erforderte, doch verwandte er lieber die Summen, die er auch oft mit schwerer Hand von seinem Volke nahm, zum Besten des Landes, als sie in üppigen Vergnügungen zu vergeuden.

Um so kühner und glänzender schwang sich dagegen Frankreich empor; beherrscht von einem jungen, ehrgeizigen Könige, Ludwig XIV. (1643—1715) standen diesem nicht allein unermessliche Hülfsmittel, sondern auch ausgezeichnete Feldherrn und Staatsmänner zur Verfügung. Angebetet von seiner Nation und unterstützt von einem zahlreichen und tapferen Heere, verstand er mit grosser Schlaueit und Gewissenlosigkeit die Uneinigkeit seiner Nachbarn — der Spanier, Holländer und vor Allem des deutschen Reiches — zu benutzen, und es konnte bei dem brennenden Ehrgeiz des Königs nicht fehlen, dass Frankreich bald an die Spitze Europa's trat.

Die ränkevolle und eroberungssüchtige Politik des französischen Königs, dessen einziges Streben dahin ging, sich auf Kosten der schwächeren Nachbarn zu bereichern, hatte vor Allem die Schwächung des deutschen Reiches in's Auge gefasst, und die französische Anmassung ging soweit, dass Ludwig XIV. sich nach dem Tode Kaiser Ferdinand's III. 1657 selbst um die deutsche Kaiserkrone bewarb, welche Schmach nur durch die eifrigen Bemühungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und des Kurfürsten von Sachsen vom deutschen Reiche abgewendet wurde.

Der Besitz der spanischen Niederlande (das heutige Belgien und die Freigrafschaft Burgund) und die Aussicht auf den

leichten Erwerb derselben reizte zunächst die Habsucht Ludwig's XIV; er erklärte im Mai 1667 die spanischen Niederlande für das rechtmässige Erbtheil seiner Gemahlin, der Tochter erster Ehe König Philipp's IV., und verlangte die Abtretung derselben von Carl II. von Spanien, da dieser der Sohn zweiter Ehe sei. Der Widerstand Spanien's war nur unerheblich und der König war fast ohne Kampf schon im Besitz des ganzen Landes, als im Januar 1668 Holland, England und Schweden, Ludwig's räuberische Absichten durchkreuzend, ein unter dem Namen der Triple-Alliance bekannt gewordenes Bündniss schlossen, wodurch die Franzosen zu dem Frieden von Aachen gezwungen wurden und den grössten Theil ihres Raubes wieder herausgeben mussten.

Ludwig XIV. wurde durch diesen Frieden in seiner Eigenliebe auf's Empfindlichste verletzt und sein Zorn gegen die holländische Republik — diesem Volke von Krämern, an dessen Spitze nicht einmal ein Fürst, sondern ein einfacher Bürger (de Witt) stand — stieg auf's Höchste. Es gelang ihm auch, das Bündniss der drei Reiche zu sprengen, indem er den schwachen König Carl II. von England durch das Versprechen grosser Geldsummen und durch die Reize einer eigens für den Geschmack des liederlichen Karl ausgesuchten Maitresse für sich gewonnen und mit ihm im Mai 1670 ein Bündniss zur Demüthigung und Unterdrückung Holland's abschloss; auch in Schweden hatte das reichlich ausgestreute französische Geld eine grosse Parthei geworben und es kam auch dort 1672 zu einem Bündniss; ferner schloss er auch Bündnisse mit mehreren deutschen Fürsten ab und fand unter Anderem beim Kurfürsten von Cöln, beim Bischofe von Münster und Anderen bereitwilliges Entgegenkommen. Selbst Kaiser Leopold I. ging ein geheimes Bündniss ein, worin er sich verpflichtete, bei einem Kriege Frankreichs mit Holland oder anderen Mächten dieselben in keiner Weise zu unterstützen; auch den Kurfürsten von Brandenburg suchte der französische König auf seine Seite zu ziehen und scheute keinerlei Opfer hiebei, da ihm der Beistand Brandenburg's zu Land ebenso wichtig war wie der England's zur See.

Die Schlacht von Warschau hatte Friedrich Wilhelm's

Ruhm als Feldherr, die Verhandlungen mit Polen und Schweden als Politiker, durch ganz Europa verbreitet. Die Jahre des Friedens hatte er auf die Vermehrung und Waffenübung seines Heeres verwendet. Zu jeder Stunde war er bereit, mit mehr als 50,000 Mann im Felde zu erscheinen, und so konnte es nicht fehlen, dass von allen Seiten Bewerbungen um seine Bundesgenossenschaft gemacht wurden. Als der Kurfürst im Jahre 1666 sein Hoflager in Cleve hielt, trafen bei ihm fast von allen europäischen Höfen Gesandtschaften mit Anträgen, Freundschaftsversicherungen und Geschenken ein; allen Anderen hierin zuvor that es König Ludwig XIV., doch fand er hartnäckig Widerstand.

Friedrich Wilhelm war durch die Bande des Bluts und der Freundschaft mit dem Hause Oranien und durch Staatsrücksichten mit der holländischen Republik zu eng verbunden, als dass er hätte darauf verzichten sollen, dieselbe im Nothfalle zu unterstützen. Ein zweiter Versuch des Königs, den Kurfürsten wenigstens zur Neutralität zu bewegen, scheiterte an der Redlichkeit und der klaren Erkenntniss des Fürsten, der sich deutlich der ganz Deutschland drohenden Gefahr bewusst war und die Absichten des französischen Königs trotz der geschicktesten Verhüllung durchschaute.

In Holland war man zwar zur See vortrefflich gerüstet, dagegen für einen Landkrieg in einem fast wehrlosen Zustande; zudem hatte man sich bis zu Anfang des Jahres 1672 in völliger Sicherheit gewiegt; man begnügte sich, Frankreich über den Zweck der grossen Rüstungen zu befragen und erhielt die befriedigendsten Antworten, zudem schien England's Alliance hinreichenden Schutz zu gewähren, nun war es aber beinahe zu spät, sich gegen die Kriegsgefahr zu rüsten und man schloss mit dem brandenburgischen Kurfürsten einen Vertrag, in dem dieser versprach, mit 20,000 Mann im Falle eines Angriffs der Republik zu Hülfe zu kommen; die Hälfte dieser ganzen Truppenmacht, bestehend aus 16 Kavalerieregimentern à 500 Pferden, 12 Infanterieregimentern à 1000 Mann und 50 Geschützen sollte von Holland besoldet werden. — Der Kurfürst brachte sofort dieses Bündniss zur Kenntniss des Wiener Hofes, welcher auch versprach, im Falle eines Angriffes auf Holland

dem Kurfürsten 12,000 Mann Hülfsstruppen zu senden, gleichzeitig aber auch bei dem 1671 mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag blieb.

Ludwig XIV. glaubte nunmehr stark genug zu sein, um über sein noch immer wehrloses Opfer herzufallen, und so drangen, ohne dass eine Kriegserklärung von der einen oder von der anderen Seite stattgefunden, im April und Mai 1672 unter Condé und Turenne 100,000 Franzosen in Holland und den kurfürstlich-brandenburgischen Theilen von Cleve ein; hatte der König den Kurfürsten auch nicht als Bundesgenossen zu gewinnen vermocht, so wusste er ihm durch sein geheimes Bündniss mit Kaiser Leopold doch genugsam die Hände gebunden und brauchte ihn als Feind nicht mehr sehr zu fürchten. Friedrich Wilhelm war durch den plötzlichen Angriff überrascht und befand sich noch weit ab vom Kriegsschauplatze.

Die Niederlande waren ausser Stande, einer so furchtbaren Übermacht Widerstand zu leisten und so eroberte das französische Heer, bei dem sich Ludwig mit seinem Kriegsminister Louvois und dem berühmten Ingenieur Vauban befanden, in raschem Siegeslaufe und fast ohne Schwertstreich die Provinzen Oberyssel, Geldern und Utrecht, hier wie in den Cleve'schen Landen mit unerhörter Grausamkeit verfahrend und Alles mit Feuer und Schwert verwüstend. Sie trieben die unglücklichen Einwohner von Bodegraven mit Musketenfeuer in die brennende Stadt zurück; um die von den Bauern vergrabenen Gelder zu erpressen, schnitten sie ihnen die Füße auf, rieben Pulver und Salz hinein und brateten sie langsam am Feuer; den Frauen banden sie Katzen auf die Brust und reizten diese zur Wuth an; das Landvolk wurde überall auf's furchtbarste gequält und ausgeplündert, in den evangelischen Kirchen wurden die Altäre und Kanzeln niedergerissen und katholische Gebräuche gewaltsam eingeführt; die Greuel des dreissigjährigen und spanischen Befreiungskrieges schienen sich an dem unglücklichen Volke wiederholen zu wollen.

Als nun auch in Amsterdam eine Revolution zu Gunsten des Prinzen von Oranien ausbrach und der erbitterte Pöbel die Gebrüder de Witt, welche nicht ganz mit Unrecht der

Wehrlosigkeit des Landes beschuldigt wurden, grausam ermordete und den erst 22jährigen Prinzen Wilhelm III. von Oranien zum erblichen Statthalter erhob, glaubte der französische König sich am Ziele seiner Wünsche und ahnte nicht, dass gerade die Erhebung des als Feldherr und Staatsmann gleich hervorragenden Prinzen seinen Fortschritten einen Damm entgegenzusetzen werde.

Bei der Opferfreudigkeit des ganzen holländischen Volkes war bald ein grosses Heer gesammelt, und ohne Rücksicht auf den dadurch entstehenden unermesslichen Schaden wurden im Herbst 1672 vom Volke die Schleusen geöffnet und so das ganze Land mit Wasser bedeckt und das französische Heer zu einem schleunigen Rückzug genöthigt.

Der Kurfürst hatte unterdessen ein Heer von 26000 Mann gesammelt und Anfang September 1672 den Marsch nach dem Rheine angetreten; bei Halberstadt stiess der kaiserliche General Montecuculi mit 16,000 Mann zum brandenburgischen Heere, doch war er vom Kaiser, dessen Minister Lobkowitz ganz im Solde Ludwig XIV. stand, mit geheimen Verhaltungsbefehlen ausgerüstet, dem Kurfürsten nicht zu helfen, sondern auf alle Weise die kriegerischen Unternehmungen desselben zu hindern.

Dänemark, Schweden, Sachsen und einige kleinere deutsche Fürsten, auf deren Bundesgenossenschaft der Kurfürst gerechnet hatte, zogen sich zurück, andere, wie Hannover, die Bischöfe von Münster, Köln, Trier und Mainz verbanden sich mit den Feinden, so dass sich Friedrich Wilhelm auf seine eigenen, einem Feinde wie Frankreich gegenüber ganz unzulänglichen Mittel beschränkt sah.

Der Kurfürst ahnte von dieser verrätherischen Instruktion des Kaisers an seinen General nichts, sah sich aber bei jeder Gelegenheit durch das Zaudern oder durch offenen Widerspruch in allen seinen Operationen gehemmt. Montecuculi beredete zunächst den Kurfürsten, nicht durch Westphalen geraden Wegs den Niederländern zu Hülfe zu kommen, sondern mehr südlich sich nach dem Rheine und der Mosel zu wenden, dadurch den Franzosen die Zufuhr abzuschneiden und sie zu einer

Theilung ihrer Streitkräfte zu nöthigen; dadurch wurde den Holländern wirklich eine wesentliche Erleichterung, da Marschall Turenne sich genöthigt sah, mit einem Theile seines Heeres die Mosel heraufzuziehen und so den Angriff von Süden her abzuwehren. Als aber das vereinigte brandenburgisch-österreichische Heer sich dem Rheine näherte und denselben erst bei Koblenz, dann bei Oppenheim überschreiten wollte, verweigerte Montecuculi geradezu den Gehorsam. Friedrich Wilhelm, dessen grosser Sinn noch immer nicht an Verrath dachte, musste ruhig zusehen, wie die Franzosen in seinen eigenen Ländern am Niederrhein barbarisch hausten und sah sich an der Spitze eines starken und schönen Heeres ausser Stande, etwas Ernstliches zu unternehmen.

Als Montecuculi sich weigerte, seine unwürdige Rolle an der Seite Friedrich Wilhelm's ferner zu spielen und abberufen wurde, trat an seine Stelle der Herzog von Bournonville, der mit viel mehr Bereitwilligkeit die verrätherische Politik des Wiener Hofes unterstützte.

Marschall Turenne hatte mit seinem Heere den Rhein überschritten und war in Westphalen eiugedrungen; der Kurfürst drang aus allen Kräften in seine Verbündeten, jetzt die entscheidende Schlacht zu wagen — vergeblich, der Widerwille der Oesterreicher, die rauhe Jahreszeit, der Mangel an Unterhalt und die hohe Kriegskunst Turenne's, welcher die Schlacht nur immer in vortheilhaften Stellungen anzubieten verstand, vereitelten den Wunsch Friedrich Wilhelm's, und er sah sich genöthigt, sein Heer auf das rechte Weserufer in die Winterquartiere zu führen.

Da für eine geordnete und regelmässige Verpflegung und Bezahlung des Heeres nicht gesorgt war, löste sich bald alle Mannszucht auf; trafen Oesterreicher und Brandenburger in den Quartieren zusammen, so kam es zu den blutigsten Händeln, und es blieben in diesem Feldzug mehr Leute vor dem Freund als vor dem Feind; fast in jedem Tagesbefehl, den der Kurfürst erliess, wurden Unordnungen und grobe Excesse gerügt.

Des fruchtlosen Krieges müde dachte der Kurfürst daran,

einen möglichst vortheilhaften Frieden zu schliessen, wozu ihn der Undank seiner Verbündeten vollends bewegen musste: Holland gab ihm allein die Schuld an dem saumseligen Gang des Krieges und vergass, dass schon sein Marsch nach dem Rheine hingereicht hatte, es von dem grössten Theil seiner Feinde zu befreien; es schien sogar mit Frankreich über den Frieden zu unterhandeln, ohne den Kurfürsten zu berücksichtigen, wie es doch der abgeschlossene Vertrag ausdrücklich festsetzte; England überhäufte den Kurfürsten mit Vorwürfen, dass durch seine Schuld der Krieg sich so lange hinausziehe und zudem wurden zwischen Schweden und Frankreich Friedensunterhandlungen gepflogen, die nur den Zweck haben konnten, Schweden zu einem Angriffe auf die östlichen Länder des Kurfürsten zu bewegen. So nahm er das Anerbieten des Pfalzgrafen von Neuburg und des schwedischen Gesandten, den Frieden mit Frankreich zu vermitteln, an (selbst ein moskowitischer Gesandter traf ein und der Zar bot seine Dienste an) und schloss am 3. Juni 1673 im französischen Lager zu Vossem bei Antwerpen einen Frieden, wonach er alle seine Besitzungen bis auf Rees und Wesel zurückerhielt; zugleich wurde ihm die Zahlung von 800,000 Livres zugesichert, die er aber nie erhielt, wogegen er sich verpflichtete, keinem Feinde Frankreich's Beistand zu leisten, es sei denn, dass das deutsche Reich angegriffen würde.

England und die Bischöfe von Münster und Cöln traten diesem Frieden bei, wogegen der Kaiser und die Generalstaaten dem Kurfürsten ihren Unwillen zu erkennen gaben, dass er, ohne sie hinzuzuziehen, den Frieden abgeschlossen habe.

Friedrich Wilhelm war ein zu scharf blickender Staatsmann, um diesen Frieden für einen dauernden zu halten und sah noch schwere Kämpfe gegen die Franzosen voraus. Er verminderte daher sein Heer nicht, so schwer ihm auch die Erhaltung desselben wurde und nahm schon im nächsten Jahre auf's Neue die Waffen zur Hand.

Sein deutsches Herz war entrüstet über die Gewaltthätigkeiten, welche sich die übermüthigen Franzosen in der

deutschen Pfalz erlaubten, und er schloss am 1. Juli 1674 ein Schutz- und Trutzbündniss mit dem Kaiser, Spanien und Holland. Vergebens suchten ihn Schweden und Polen zur Neutralität zu bestimmen, er überschritt im Oktober 1674 an der Spitze von 30,000 Mann, obwohl er nur 16,000 Mann zu stellen versprochen hatte, den Rhein und vereinigte sich mit den kaiserlichen Truppen unter Bournonville, die bereits einen schweren Stand gegen die Franzosen hatten. Aber auch diesmal zeigte sich der österreichische Feldherr äusserst lau und lähmte alle Thätigkeit der Brandenburger. Der Kurfürst und seine Generale, besonders der alte Derfflinger brannten vor Begierde, den Marschall Turenne anzugreifen, den sie in der ungünstigsten Stellung vor sich hatten, aber Bournonville wusste ihren Eifer aufzuhalten, bis der Feind sich ihnen entzogen hatte. Aehnlich wie im Jahre 1672 hatte Bournonville den geheimen Befehl, den Anordnungen des Kurfürsten nur dann zu gehorchen, wenn sich der Kriegsrath damit einverstanden erklärte, doch wurde darin der Kurfürst von den österreichischen Generalen jedesmal überstimmt. In einem Berichte des geheimen Staats-Archivs zu Berlin heisst es: „Dem Kurfürsten waren überall die Hände gebunden. Der Marschall Derfflinger gerieth darüber mehrmals in solchen Zorn, dass er, wenn er mit seinen Anträgen, den Feind anzugreifen, im Kriegsrath nicht durchdrang, mit der Faust auf die Tafel schlug, davon ging und erklärte, mit der Sache nichts mehr zu thun haben zu wollen; die Andern (die Oesterreicher) lachten ihn darüber aus und hatten ihren Spott.“

So kam es ausser einigen unbedeutenden Gefechten auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes zu keiner Entscheidung und als Bournonville Anfangs Januar 1675 nach einem siegreichen Gefechte mit seiner ganzen Macht über den Rhein zurückging und den Franzosen das ganze Elsass überliess, sah sich auch der Kurfürst gezwungen, Strassburg, (hier traf ihn das harte Schicksal, am 7. Dezember 1674 den hoffnungsvollen Erben seines Thrones, den Kurprinzen Karl Emil durch plötzlichen Tod zu verlieren), zu verlassen und diesem Rückzuge zu folgen, und so nahm die ganze verbündete, an Zahl

so überlegene Armee ihre Winterquartiere in Franken und Schwaben.

Damals hatten die Elsässer die Deutschen noch als Landsleute begrüsst und auf sie ihre Hoffnung als auf ihre Befreier von den räuberisch eingedrungenen Franzosen gesetzt; es hatten sogar mehrere Tausend Bauern unter Anführung ihrer Gutsherrn die Waffen ergriffen und zur Vertreibung der Franzosen einen Landsturm gebildet.

Selbst im österreichischen Heere, wo man natürlicher Weise von den geheimen Instruktionen der Führer nichts ahnte, herrschte der grösste Unwille über Bournonville, so dass sich der Wiener Hof genöthigt sah, ihn abzuberufen und zum Schein vor ein Kriegsgericht zu stellen, das ihn natürlich von aller Schuld frei sprach.

Auch Friedrich Wilhelm wurde um diese Zeit vom Kriegsschauplatze abberufen, da er die Nachricht erhielt, dass Ende Dezember 1674 12000 Schweden in die Mark eingefallen seien; doch er schien diese Nachricht einigermaßen erwartet zu haben, da er zu den um ihn versammelten Offizieren mit heiterem Antlitze äusserte: „Die Schweden sind in die Mark eingefallen, auf diese Weise könnte ich ganz Pommern erlangen.“

Ludwig XIV. war rastlos bemüht, dem Kurfürsten einen gefährlichen Feind im Rücken zu erwecken, um ihn vom Rhein abzuziehen, welche Bemühungen in Schweden guten Boden fanden. Es gab dort eine grosse Parthei für Frankreich, dessen Gold schon längst die Umgebung des jungen und unerfahrenen Königs Karl XI., der an dem Kurfürsten stets einen treuen Verbündeten und friedlichen Nachbarn hatte und auch noch durch Familienbande mit ihm verknüpft war, für das französische Interesse gewonnen hatte; zudem waren noch der alte Waffenruhm aus den Zeiten des dreissigjährigen Krieges,

die guten Quartiere in Deutschland und die reiche Beute der Führer in frischem Gedächtniss geblieben. Im April 1672 kam es zu einem Bündniss zwischen Schweden und Frankreich, worin Schweden gegen 600000 Thaler jährlicher Subsidien die Verpflichtung übernahm, allen Staaten, welche Holland im Kampfe gegen Frankreich unterstützen sollten, den Krieg zu erklären.

Während der Kurfürst mit seinem Heere im Elsass gegen die Franzosen kämpfte, und nur wenige Truppen zur nothdürftigen Besatzung der Festungen vorhanden waren, rückten im Dezember 1674 circa 14000 Schweden unter Feldmarschall von Wrangel aus Pommern und Mecklenburg in die Uckermark und bald darauf in die Mittelmark ein, wo sie Anfangs gute Mannszucht hielten, bald aber sich ungestraft den grössten Bedrückungen und schrecklichsten Ausschweifungen überliessen; diesen starken Kräften konnte der Statthalter der Mark, Fürst Georg von Dessau, mit den geringen Mitteln nur vertheidigend entgegen treten und beschränkte sich zunächst auf die Besetzung fester Plätze. Der Kurfürst war ausser Stande, sein durch den Feldzug am Rhein fast zu Grunde gerichtetes Heer mitten im Winter über den Thüringer Wald nach der Elbe und Havel zu führen und benützte daher den Winter, seine Armee wieder auf schlagfertigen Fuss zu bringen und sich der Bundesgenossenschaft und thätigen Unterstützung des Kaisers, der Generalstaaten und Dänemarks zu versichern. Getrosten Muthes schreibt er am 22. Februar an den Statthalter in Berlin: „Man muss sich nur ein wenig gedulden, es wird Alles gut werden und hoffe, zweifle auch nicht, der Schaden wird theuer genug bezahlt werden.“

Um am schnellsten und sichersten sein Ziel zu erreichen, eilte der Kurfürst Anfangs März persönlich nach dem Haag, wurde aber in Cleve länger als ein Monat durch heftige Gichtschmerzen in Händen und Füßen an das Bett gefesselt, so dass er erst am 3. Mai im Haag ankam.

Nach vielem Handeln und Feilschen bei den auch die hohe Politik stets nach kaufmännischer Art betreibenden Holländern brachte er die Verhandlungen mit den Generalstaaten

und mit Dänemark zu einem ihm günstigen Schluss, und beide Mächte kündigten Schweden den Krieg an; auch aus Wien gingen zuverlässige Freundschaftsversicherungen ein und wenn auch nicht sofort thatkräftige Unterstützung erfolgte, so hatte doch durch den Sturz des Ministers Lobkowitz das französische Gold dort auf einige Zeit seinen mächtigen Einfluss verloren.

Inzwischen erreichte die Drangsal, welche die Mark von den Schweden zu erdulden hatte, den höchsten Gipfel; Feldmarschall Wrangel hatte wegen Erkrankung seinem Stiefbruder, dem Generallieutenant Wrangel die Führung des Heeres übergeben und nun war dem Kriegsvolke jeder Frevel und jede Grausamkeit gestattet und all' die Greuel, welche den dreissigjährigen Krieg so furchtbar bezeichnet hatten, kehrten wieder über das unglückliche Land zurück. Die schwedischen Soldaten plünderten und verbrannten die Dörfer, verwüsteten die Felder und Saaten, trieben das Vieh weg und erpressten von den Einwohnern durch die abscheulichsten Martern Geld. Um die Landbewohner zum Geständniss zu bringen, wo sie ihr Gut und Geld versteckt, wiederholten sie die früher schon geübte Grausamkeit des Schwedentrunkes, wobei dem unglücklichen Opfer die eckelhaftesten Flüssigkeiten mit dem Trichter in grossen Massen eingegossen wurden; die Männer wurden bis an den Hals in die Erde gegraben und dann nach ihren Köpfen geschossen, die Frauen mit den Brüsten angenagt, Gräber aufgerissen und die schon verwesten Leichname des allenfallsigen Schmuckes beraubt. Seufzend flehte das misshandelte Volk nach einem Retter und nahm hin und wieder selbst die Waffen in die Hand; das ganze Land wurde ein Schauplatz kleiner blutiger Gefechte und greuelhafter Verwüstung. Die wenigen im Lande befindlichen brandenburgischen Truppen waren in den Festungen zerstreut und konnten den Greueln nicht wehren; die Bürger sollten die Stadt vertheidigen, der Adel die Ritterpferde stellen, doch erstere wollten sich lieber auf dem Wege der Güte vor Brand und Gefahr schützen, letztere aber weder Mannschaft stellen noch Werbegeld zahlen. Um so rühmlicher war es, dass die märkischen Bauern sich mit Heugabeln, Sensen und Spiessen bewaffneten und in Compagnien unter selbstgewählten

Führern geordnet, oft mit Erfolg namentlich in den an Wäldern und Sümpfen reichen Havelgegenden vereinzelte schwedische Heerhaufen angriffen; doch mussten sie schliesslich immer der Uebermacht und der grösseren Kraft kriegsgeübter Truppen weichen.

Durch vorausgesandte Boten hatte der Kurfürst seine in Franken stehende Armee in Marsch setzen lassen, und traf selbst am 23. Mai in Schweinfurt mit seiner kleinen, nur 15,000 Mann zählenden Schaar zusammen, und nun ging es in Eilmärschen der Elbe zu.

Am 11. Juni hatte er Magdeburg erreicht; zugleich wurden alle Thore der Stadt geschlossen, sämtliche Elbkähne weggenommen und Wachen aufgestellt, damit kein Bote die Nachricht von seiner Annäherung den Schweden bringen könnte, welche in dem benachbarten Havellande in weit auseinander gelegenen Quartieren sorglos zerstreut waren und die kurfürstlichen Truppen noch weit weg in Franken wähten.

In der Nacht vom 11. zum 12. Juni wurde grosser Kriegsrath gehalten und beschlossen, den auf's höchste ermüdeten Truppen einen Ruhetag zu lassen und dann sich auf die Stadt Rathenow — die Mitte der feindlichen Stellung — überraschend zu werfen, um so den rechten und linken Flügel der Schweden zu trennen; dieser Ort sollte dem Vernehmen nach von einem Regiment schwedischer Dragoner unter Oberst Wengelin besetzt sein.

Am 13. Juni früh 3 Uhr brach der Kurfürst unter strömendem Regen an der Spitze von 6000 Dragonern und 1200 auf Wagen gesetzten auserlesenen Musketieren von Magdeburg auf; auch Kähne wurden auf Wagen mitgeführt, ebenso 13 Geschütze, des rascheren Fortkommens halber mit doppelter Bespannung versehen. Des starken anhaltenden Regens halber und Mangels sicherer Nachrichten ging der Marsch nur langsam von statten, und am Abend wurde bei dem Dorfe Parchen ein Lager bezogen; in der Nacht vom 14. zum 15. Juni setzte sich die Truppe in Marsch auf Rathenow, 400 Musketiere schifften auf Kähnen die Havel hinab, die übrigen Truppen marschierten auf dem Landwege, mit unverzagtem

Muthe oft durch tiefes Wasser watend; gegen 2 Uhr Morgens befand sich die Hauptmacht in unmittelbarer Nähe der Stadt; diese liegt auf einer Insel, welche von der Havel umfasst wird; die Ufer des Flusses bestehen in sumpfigen, nur schwer gangbaren Wiesen, so dass eine Annäherung von grösseren Truppmassen mit grossen Schwierigkeiten verbunden war und nur durch List und Ueberraschung ausgeführt werden konnte.

Marschall Derfflinger, dem hier seine genaue Kenntniss der schwedischen Sprache vortrefflich zu Statten kam, näherte sich mit einigen seiner Leute, angeblich in schwedische Röcke gekleidet, dieselben in unmittelbarster Nähe im Verstecke zurücklassend, dem an der aufgezogenen Brücke stehenden sechs Mann starken Wachtposten und gab sich für einen schwedischen, von den Brandenburgern verfolgten Offizier aus. Der wachthabende Korporal zögerte, die Brücke herunterzulassen, Derfflinger aber drohte ihm mit Aufhängen, wenn er durch seine Schuld gefangen würde; die Brücke rasselte nieder, gleichzeitig mit dem Feldmarschall aber jagte eine Abtheilung brandenburgischer Dragoner hinüber, die Wache wurde entwaffnet oder niedergehauen, doch entkamen mehrere Leute, welche nun sofort die im tiefsten Schläfe liegende Besatzung allarmierten.

Unterdessen hatte auch die auf Kähnen gesetzte Abtheilung die Stadt erreicht und sich des Südthores bemächtigt, während 600 Musketiere nach langem Umherirren auf den sumpfigen Wiesen einen Uebergang bei einer Mühle entdeckten und sich in den Besitz des Mühlenthores setzten und bald war nach kurzer tapferer Gegenwehr der Schweden die Stadt von den Brandenburgern erobert; die Besatzung wurde entweder niedergemacht oder grösstentheils gefangen genommen, wie Oberst Wengelin mit mehreren Offizieren, und die 6 Fähnlein des Regiments erbeutet.

Das glückliche Gelingen dieses kühnen Ueberfalls erfüllte den Kurfürsten mit hoher Freude, und noch an demselben Tage liess er dem Statthalter durch einen Eilboten nach Berlin die Siegesnachricht zukommen.

Durch die vaterländisch gesinnten Edelleute und Bauern wurde Friedrich Wilhelm genau über die Stellung und Märsche

des Feindes unterrichtet und erfuhr, dass das eine schwedische Corps unter dem Befehle des wieder genesenen Feldmarschall Wrangel in und bei Havelberg, das andere unter dem Generallieutenant Wrangel in und bei Brandenburg aufgestellt sei. Die Vereinigung dieser beiden Abtheilungen zu verhindern, ihnen die wenigen Ausgänge aus dem grossen Havelländischen Luch zu versperren und sie womöglich einzeln zu schlagen, musste nun vor Allem das Bestreben des Kurfürsten sein. Doch seine Infanterie hatte erst am 14. Juni Magdeburg erreicht und befand sich, durch ihn zur höchsten Eile angespornt, auf dem Marsche; da erhielt er durch Landleute und ausgesickte Patrouillen am 15. Juni die Meldung, dass das schwedische Corps bei Brandenburg in grosser Unordnung sich durch die Sümpfe zurückziehe, um den Pass bei Fehrbellin zu erreichen und so sich mit dem andern Corps zu vereinigen und dass auch dieses Corps von Havelberg aus den Rückzug anträte.

Diesen Rückzug dem Feinde abzuschneiden, war das sicherste Mittel, ihn zu vernichten und in einem am frühesten Morgen nach vorangegangener Betstunde abgehaltenen Kriegsrathe forderte er die Meinung seiner Generale, ob es rathsam sei, nur mit der Reiterei den Angriff zu wagen, oder dem Feinde Zeit zu weiterem Rückzuge zu lassen und die Ankunft des noch 10 Meilen entfernten Fussvolkes abzuwarten.

Da in Rathenow 500 Musketiere als Besatzung verblieben, so standen den Brandenburgern nur 5600 Reiter und 13 Geschütze zur Verfügung, während die Schweden 7000 Mann Fussvolk, 4000 Reiter und 38 Geschütze hatten.

Im Kriegsrath war man sehr getheilter Meinung und die meisten Anführer riethen von dem Wagniss ab und wollten des Fussvolkes harren. Der Kurfürst aber, sich bewusst, wie kostbar die Augenblicke im Kriege sind, wandte ein, der Feind habe noch nicht seine ganze Stärke beisammen, besonders nicht seinen besten Führer Wrangel, der noch in Havelberg war, jeder Augenblick könne grössere Gefahren bringen, und die Schweden seien nicht länger in der Mark und in Deutschland zu dulden; Derfflinger stimmte sofort bei, und so wurde voll Muth und Vertrauen der Angriff beschlossen.

Am 15. Juni wurde den Truppen ein Ruhetag in Rathenow gewährt und ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten, am 16. setzte sich der Kurfürst mit seiner Armee, fast nur mehr aus Reitern bestehend, gegen Fehrbellin in Bewegung.

Je länger die Truppen in dem durch Regen aufgeweichten Boden marschierten, um so deutlicher wurden die Spuren von der grenzenlosen Unordnung der Schweden auf ihrem Rückzuge sichtbar; überall war der Weg mit zurückgelassenem und in den Strassenkoth gesunkenem Fuhrwerk und Heergeräthe aller Art bedeckt; schon am 17. erreichte der Vortrab der Brandenburger unter General Lüdeke wiederholt schwedische Reiterschaaren und trieb sie nach kurzen Gefechten in die Flucht.

Am 18. Juni Morgens 6 Uhr wurde die schwedische Heeresmacht unweit Linum, $1\frac{1}{2}$ Meilen vor dem Städtchen Fehrbellin, von dem Landgrafen von Hessen-Homburg erreicht; dieser, ein tapferer Reiter-General, der in einem früheren Feldzuge ein Bein verloren hatte, welches durch einen Stelzfuss ersetzt worden, war von dem Kurfürsten mit den Dragonerregimentern Derfflinger und Anhalt in der Stärke von 1600 Pferden vorausgeschickt worden, um die Schweden nicht aus dem Auge zu verlieren, sie aufzuhalten oder zu drängen, wie es gerade vortheilhaft schien, jedoch mit dem strengen Befehle, kein ernsthaftes Gefecht zu beginnen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen wären. Der Kurfürst gab diesen Befehl, da er wegen des vom Regen durchweichten Bodens der Avantgarde nicht so rasch folgen konnte, namentlich war es schwierig, die Geschütze bei den Truppen zu behalten. Jedoch aufgeregt vom heissen Nachjagen und fortgerissen von ungestümer Leidenschaft hatte der Landgraf seines Befehles uneingedenk, die Schweden herzhafte angegriffen; hiedurch überrascht hatte Wrangel seine günstige Stellung bei Linum verlassen, unermüdlich verfolgt von dem Landgrafen, der ihn zweimal auf seinem Rückzuge zum Stehen zwang; zum drittenmale erreichten die brandenburgischen Reiter den Feind in der festen Stellung zur Seite des Dorfes Hackenberg, $\frac{3}{4}$ Meilen vor Fehrbellin, und hier war es, wo brandenburgische Tapferkeit noch an demselben

Tage über die grosse schwedische Uebermacht einen glänzenden Sieg erkämpfte.

Der Landgraf von Hessen war Anfangs siegreich vorgezogen, sah sich aber bald in den Kampf gegen die ganze schwedische Heeresmacht verwickelt; dieser bei weitem nicht gewachsen, leistete er zwar tapfer Widerstand, schien aber unrettbar verloren und bereute zu spät seine Uebereilung; er schickte nun Boten auf Boten an den noch weit zurückgebliebenen Kurfürsten mit der dringenden Bitte um schleuniges Heranrücken; doch dieser liess ihm sagen, die Truppen sollten sich herausziehen suchen, der Feind sei zu stark. Hatte ja selbst der unverzagte alte Kriegsheld Derfflinger einen Angriff auf die so überlegenen Schweden für ein bedenkliches Wagestück gehalten und gerathen, die Schweden von Cremmen aus im Rücken anzugreifen und so ohne alle eigene Gefahr zu vernichten. Als aber wiederholte und dringende Bitten des Landgrafen um Hilfe eintrafen, da sie schon in vollem Gefechte mit dem Feinde seien und sich nicht mehr mit guter Art herausziehen könnten, sagte auch Derfflinger zum Kurfürsten: „Wir müssen ihm sekundiren, sonst kriegen wir keinen Mann wieder“ und somit war die Schlacht beschlossen; nach einem kurzen Gebete setzte sich der Kurfürst an die Spitze seiner Truppen und rückte so schnell als möglich vor.

Ein dichter Nebel verbarg den Schweden den Anmarsch der brandenburgischen Truppen; der Kurfürst gewährte mit seinem Scharfblicke einige vor dem rechten Flügel der schwedischen Stellung gelegene, dieselben beherrschende Sandhügel, welche mit Gebüsch bewachsen waren, und die der Feind zu besetzen vergessen hatte; dorthin musste Derfflinger eilen, bald war auch dort das brandenburgische Geschütz aufgestellt, zu dessen Deckung eine Abtheilung Dragoner abgesessen war, und schlug verderbend in die Reihen des schwedischen Fussvolkes.

Auch General Wrangel erkannte sehr bald die grosse Wichtigkeit, welche der Besitz dieser Höhen für ihn hatte, und gab sogleich dem 1200 Mann starken Fussregiment Dalwig und der Reiterei seines rechten Flügels den Befehl, die bran-

denburgischen Kanonen zu nehmen. Im Sturmschritt führte der schwedische Obristlieutenant von Maltzahn diese Truppen vor, und warf das ihm entgegenkommende Leibregiment zu Pferde, und das Regiment Anhalt, die in aufgelöster Flucht zurückeilten, so dass die Kanonen verloren gewesen wären, hätten nicht die abgesessenen Derfflinger'schen Dragoner sie mit den Säbeln in der Faust vertheidigt, bis der Prinz von Homburg mit dem Regiment Görtzke ihnen zu Hilfe kam und die Schweden zurücktrieb. Dieser erste schwedische Angriff war wie gewöhnlich mit grosser Tapferkeit erfolgt, doch hatte brandenburgische Tapferkeit die wichtige Stellung behauptet.

Der Nebel war inzwischen völlig verschwunden und das ganze Schlachtfeld völlig zu übersehen.

Da es nun entschieden war, dass hier die Schlacht ausgefochten werden sollte, so zog Wrangel immer mehr Truppen aus der Mitte nach seinem rechten Flügel, und es erfolgte um acht Uhr Morgens ein zweiter mit noch stärkerer Truppenzahl unternommener Angriff der Schweden gegen die brandenburgischen Batterien, der aber an dem Heldenmuth des Obersten M o r n e r, dem der Kurfürst die Vertheidigung übertragen und befohlen hatte, Alles aufzubieten, um die Batterien zu halten, scheiterte. M o r n e r hatte sein Wort gegeben, „eher zu sterben als den Feind an die Geschütze heranzulassen“ und dasselbe auch gehalten; er warf sich mit seinem Regiment den ungestüm anstürmenden Schweden entgegen, trieb sie zurück und starb an der Spitze seiner Dragoner von einer feindlichen Kugel durchbohrt den Heldentod.

Die durch den Fall des Führers entstandene Verwirrung benutzten die Schweden zu einem dritten Angriffe auf die Hügel, von welchen aus die brandenburgischen Geschütze Tod und Verderben in die feindlichen Reihen schleuderten. Auch die allmählig auf dem Kampfplatz ankommenden und zum Angriffe übergehenden neuen Truppen hätten diesem Anpralle unterliegen müssen, wäre nicht in diesem entscheidenden Augenblicke der Kurfürst selbst herbeigeeilt und mit den Worten: „Getrost, tapfere Brandenburger, ich, euer Fürst und nunmehriger Capitain,

will siegen, oder zugleich mit Euch sterben!“ an Stelle des gefallenen Morner den Befehl übernommen hätte.

Mitten im feindlichen Kugelregen bemerkte der Stallmeister des Fürsten Emanuel Froben, dass der Kurfürst durch sein weisses, prächtig aufgezäumtes Schlachtross den Feinden leicht kenntlich und von diesen als Zielscheibe auserwählt sei; unter dem Vorwande, der Schimmel sei scheu, bewog er ihn, das Pferd zu wechseln und einen Braunen, den er ritt, zu besteigen; kaum hatte er des Kurfürsten Ross bestiegen, so sank er neben demselben, durch eine feindliche Kugel hingestreckt, als Opfer seiner Treue und Hingebung; sein Leichnam wurde auf des Kurfürsten Befehl in feierlicher Prozession in der Domkirche zu Berlin beigesetzt; zu seinem Andenken wurden mehrere Medaillen geprägt, öffentliche Reden gehalten und Ehren- und Trauergedichte gedruckt.

An der Spitze seiner tapferen Brandenburger stürmte der Kurfürst in die Reihen der Schweden, seine Heldengestalt Allen voran, wie der gemeinste Reiter sein Leben einsetzend, durch seine Persönlichkeit und sein Beispiel den Muth der Truppen aufrecht haltend. Immer wüthender schwoll die Fluth der Menge rings um ihn an, die Wellen drohten über ihm zusammenzuschlagen, als die Seinen ihn glücklich aus den Händen der Feinde heraushieben.

Der Kampf wurde immer heftiger, die brandenburgischen Regimenter mussten, wie sie im Marsche nach und nach auf dem Schlachtfelde ankamen, unter dem Kanonenfeuer der Schweden in den Kampf geführt werden; die Schlacht hatte den höchsten Grad der Heftigkeit erreicht; nach einem wüthenden, öfter schwankendem Gefechte wurden die Schweden endlich gegen 10 Uhr Morgens zum Weichen gebracht; in Unordnung flohen dieselben nach Fehrbellin, wobei zwei schwedische Regimenter von Derfflinger's ergrimmtten Reitern fast zusammengehauen wurden; die verfolgenden Reiter nahmen dem Feinde noch viele Gefangene, Kanonen, 2000 Gepäck- und andere Wagen, eine grosse Anzahl von Pferden und 2000 Stück geraubtes Vieh ab, welches letztere auf des Kurfürsten Befehl

sofort an die ausgeplünderten Ortschaften des Havellandes vertheilt wurde.

Hätte der Kurfürst Fussvolk gehabt, so würde er Fehrbellin rasch genommen haben, und es wäre dann wohl kein Schwede entkommen; so aber konnte der Rest des feindlichen Heeres nach Fehrbellin sich in Sicherheit bringen. Auf Derfflinger's Vorschlag, die Stadt mit glühenden Kugeln zu beschiessen, erwiderte der Kurfürst: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern zu retten“; ebenso wenig gab er seine Zustimmung, dass die Stadt mit Sturm genommen werde, wobei er viele Leute verloren haben würde.

Der Verlust der Schweden betrug 3000 Mann, auf dem Wahlplatze lagen mehr als 1500 Todte; ihre Heerhaufen, völlig aufgelöst und zersprengt, erreichten am 4. Tage nach der Schlacht in der Stärke von 2000 bis 3000 Mann die brandenburgische Grenze; die Brandenburger eroberten 6 Geschütze, 3 Standarten und 8 Fahnen, machten eine grosse Beute an Kriegsmaterial aller Art und verloren selbst nur etwa 500 Mann.

Friedrich Wilhelm hatte in 23 Tagen einen Marsch von Schweinfurt bis Fehrbellin gemacht, mit 6000 Mann einen ihm mehr als dreifach überlegenen Feind überwunden und einen Sieg erfochten, der die Macht seines Hauses begründen half; nächst ihm war Derfflinger der grösste Antheil an dem schönen Siege zuzuschreiben; der Landgraf von Hessen erhielt wegen seiner Tapferkeit und des ruhmvollen Ausganges Verzeihung für seine Uebertretung des Befehles.

Am 20. Juni liess Friedrich Wilhelm einen feierlichen Dankgottesdienst abhalten, Tags darauf folgte die Armee den Schweden bis an die mecklenburgische Grenze und bezog hier, selbst der Ruhe bedürftig, auf einige Zeit Quartier; die Reiterei hatte während 11 Tage nicht abgesattelt.

Am 23. Juni hielt der Kurfürst unter dem Jubelgruss der ihm entgegenströmenden Volksmenge seinen feierlichen Einzug in Berlin, kehrte aber schon am folgenden Nachmittage wieder zu seinem Heere zurück.

Der siegreiche Ausgang der Schlacht von Fehrbellin war für den Kurfürsten in mehr als einer Beziehung von der höchsten

Bedeutung: nicht allein war durch diesen Feldzug in wenigen Tagen und durch diese eine Schlacht das märkische Gebiet von den übermüthigen Feinden gesäubert, die schwedischen Truppen, noch aus dem dreissigjährigen Kriege her in so hohem Ansehen stehend und als die ersten der Welt geltend, durch die Tapferkeit der Brandenburger vernichtet, eine an Zahl weit überlegene Truppenmacht, welche sich vorher aller Ruhe hatte hingeben können, von einer kleinen Armee, die nur aus Reitern bestand und durch unausgesetzte Eilmärsche schon auf's Höchste angegriffen war, glänzend besiegt, und das Feldherrn-genie des Kurfürsten selbst von Neuem erprobt und bewährt, sondern die Hauptsache war, dass es der erste Sieg war, den die Brandenburger allein gegen eine mächtige Nation erfochten, dass von diesem Augenblicke an der Kurfürst und sein Volk mit ihm ein erhöhtes Vertrauen in die eigene Kraft setzten. Es war in jener Zeit etwas in Deutschland Unerhörtes, dass ein Fürst sein Volk aufgerufen hatte, für Haus und Heerd zu fechten. Während des dreissigjährigen Krieges hatten weniger die Fürsten und Völker als die Feldherrn mit ihren geworbenen Räuberbanden den Krieg geführt; an den darauffolgenden Kriegen nahmen die deutschen Fürsten nur gegen Zahlung von Subsidien Antheil, sie stellten ihre Truppen der Macht, welche das höchste Gebot that; in der Schlacht von Fehrbellin aber focht der Kurfürst nicht wie in seinen früheren Feldzügen im Dienste einer fremden Macht, sondern führte seine eigene Sache und konnte, wie anderthalb Jahrhunderte später Friedrich Wilhelm III. sagen: „Meine Sache ist die Sache meines Volkes“.

Einen Beweis von diesem erhöhten Selbstvertrauen hatte der Kurfürst noch auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin gegeben, als er den tapferen Obersten Henning unter dem Namen von Treffenfeld in den Adelstand erhoben hatte, — das erste Mal, dass ein brandenburgischer Kurfürst sich erlaubte, eine solche Standeserhöhung selbstständig vorzunehmen, während man bisher stets die Autorisation des Kaisers für nothwendig hielt.

Die Kunde von dem Siege verbreitete sich schnell, und

der Ruhm des Kurfürsten und seiner tapferen Brandenburger erscholl durch ganz Europa; aus London und Paris, aus Madrid, dem Haag und Kopenhagen, sowie vom Kaiser und den deutschen Fürsten trafen Glückwunschsreiben ein, der Kaiser ermahnte ihn sogar, seine Person fortan nicht mehr so grosser Gefahr auszusetzen, da er sich nicht nur für das Wohl seines eigenen Staates, sondern auch für das des gesammten deutschen Reiches erhalten müsse; auch der russische Zzar und die Tartaren wollten ein Bündniss mit dem Sieger von Fehrbellin abschliessen; sogar Ludwig XIV. liess sich eigens Pläne von dem sumpfigen Havellande anfertigen, um die kühne Operation seines gefürchteten Gegners genau studiren zu können.

Die schönste Anerkennung aber für diesen glänzenden Feldzug wurde dem Kurfürsten durch das Urtheil seines grossen Urenkels, des besten Richters in Kriegssachen — Friedrich's des Grossen — zu Theil, welcher darüber sagte: Wenige Feldherren können sich eines Feldzuges dem von Fehrbellin ähnlich rühmen. Der Kurfürst entwirft einen so grossen, wie kühnen Plan und führt ihn mit staunenswerther Schnelligkeit aus; er überfällt ein Standquartier der Schweden, Rathenow, während Europa meint, dass er noch in Franken verweilt; er fliegt zu den Feldern von Fehrbellin, wo die Feinde sich ihm geschaart entgensetzten; er schlägt mit einem kleinen Reitercorps, welches von langen Märschen abgemattet ist, eine zahlreiche und achtungswürdige Infanteriemacht, die das deutsche und polnische Reich besiegt hatte. Dieser Zug, so glänzend wie nachdrucksvoll, verdient es, dass man auf ihn das *Veni, vidi, vici* des Julius Cäsar anwende.

In politischer Beziehung hatte die Schlacht für den Kurfürsten den Erfolg, dass der Kaiser und die deutschen Reichsfürsten jetzt nicht länger zögerten, Schweden für einen Reichsfeind zu erklären und Hilfstruppen zu versprechen; doch rückten die kaiserlichen Hilfstruppen sehr langsam heran und auch die holländische Flotte, welche im Verein mit der dänischen die Schweden zur See angreifen sollte, rüstete so langsam, dass Friedrich Wilhelm zunächst auf seine eigene Kraft und der Dänen Hülfe angewiesen war.

Gegen Ende des Jahres 1675 wurden im Verein mit den dänischen Truppen die Schweden überall vom deutschen Boden verjagt und bis hinter die Wälle von Stralsund getrieben, welches damals, wo man noch davon zu erzählen wusste, wie der Friedländer sich die eiserne Stirn daran wund gerannt, für unangreifbar galt; die Belagerung wurde wegen Mangels an Belagerungsmaterial und bald auch an Lebensmitteln aufgegeben; der früh und aussergewöhnlich streng hereinbrechende Winter machte den Operationen ein Ende; die Städte Wolgast, Wollin und Greifenhagen wurden noch eingenommen, nur Stettin, Stralsund und Greifswald blieben noch im Besitz der Schweden.

Die Schweden eröffneten den Feldzug des Jahres 1676 schon im Januar, indem sie auf der Insel Usedom landeten, die Schanze bei Swinemünde erstürmten, die Besatzung gefangen nahmen und vor Wolgast rückten, um diese Stadt wieder zu erobern, was aber an der Tapferkeit der Brandenburgischen Besatzung unter Oberst Hallard scheiterte. Schwerin und Derfflinger rückten von verschiedenen Seiten, ersterer von Hinterpommern, dieser von Mecklenburg und der Priegnitz her der Stadt zu Hülfe, zwangen den schwedischen General Mardefeld zum Rückzuge und warfen ihn mit grossem Verluste nach Stralsund hinein.

Ein abermaliger Angriff der Schweden auf Wolgast unter dem Feldmarschall Graf Königsmark wurde durch den Kurfürsten selbst, der den Winter über durch heftige Gichtschmerzen in Händen und Füßen an das Krankenlager gefesselt und erst im April bei dem Heere in Pommern eingetroffen war, abgewehrt, welcher der eng eingeschlossenen und hart bedrängten Stadt, durch ihre Lage an der Mündung der Oder von hoher Wichtigkeit, im Juli mit einem starken Corps zu Hilfe kam und die Schweden nach Stralsund zurückdrängte.

Anclam, dessen Besatzung nach wiederholter Beschiessung und nach mehreren abgeschlagenen Stürmen kapitulirte, wurde

im August, die Stadt Demmin im Oktober nach tapferer Gegenwehr erobert und so waren nur noch die Festungen Stettin, Greifswald, Stralsund und die Swinemünder Schanze im Besitze der Schweden. Zugleich hören wir auch von den ersten Bewegungen der vereinigten dänisch-holländischen Flotte; die Seemacht dieser beiden Mächte stand auf einer weit höheren Stufe der Ausbildung als die der Schweden, da diese Macht in den letzten Jahren ihre Kräfte für die Landarmee verwendet hatte; jetzt, wo die Verhältnisse zwangen, von der Flotte Gebrauch zu machen, musste der Bauer vom Pfluge zum Matrosendienste genommen werden.

Am 11. Juli wurde die schwedische Flotte von der vereinigten holländisch-dänischen bei der Insel Oeland angegriffen und hatte schwere Verluste erlitten, und selbst der Kurfürst hatte durch einen holländischen Kaufmann — Benjamin Raule — für seine Rechnung Kaperschiffe ausrüsten lassen, welche die schwedisch-pommerschen Häfen mit Erfolg blockirten und zwei kleine schwedische Kriegsschiffe, sowie viele Handelsfahrzeuge aufbrachten.

Eine Entscheidung konnte aber nur durch die Eroberung Stettins herbeigeführt werden, da nur dessen Besitz den von Pommern sicherte, und der Kurfürst ausserdem die Ueberzeugung hatte, dass die Schweden, aus Pommern vertrieben, die gestellten Friedensbedingungen annehmen werden. Dann konnten sich die Alliirten mit aller Macht gegen Frankreich wenden und auch hier ehrenvoll den Frieden erzwingen; allein diess Unternehmen war nicht so leicht auszuführen. Der Kurfürst zog mit einer ansehnlichen Macht noch im Oktober vor die Stadt und schnitt durch eine kleine Flotille dieselbe auch von der Seeseite ab; allein Besatzung und Bürgerschaft waren von ausdauerndstem Muthe beseelt, wiesen alle Aufforderungen zur Uebergabe ab und hielten standhaft wiederholte Beschiessungen aus. Die Schweden hatten die Festungswerke in besten Stand gesetzt, für eine zahlreiche Besatzung unter einem tüchtigen Commandanten gesorgt, und vor Allem war die Bürgerschaft gut schwedisch gesinnt und entschlossen, dem Kurfürsten bis auf den letzten Mann hartnäckigen Widerstand zu leisten.

Der Grund dieser Anhänglichkeit an Schweden war, dass der König, welcher zu Hause nicht unumschränkt herrschte, sondern gemeinsam mit den Reichsständen nach beschworener Constitution regierte, auch den Pommern eine freiere Verfassung gegeben und ihren Ständen die Angelegenheiten des Landes zu ordnen überlassen hatte; von dem Kurfürsten aber war es bekannt, dass er kein allzu grosser Freund von den Rechten und Privilegien der Städte und Stände war, und die Bürgerschaft wusste gar wohl, dass die mancherlei Vortheile und Privilegien unter des Kurfürsten Regierung schwerlich bleiben würden.

So sah sich Ende Oktober der Kurfürst durch die herzhafteste Vertheidigung und mehrere glückliche Ausfälle genöthigt, die Belagerung aufzuheben und seine Truppen in die Winterquartiere zu legen.

Mit dem Frühjahre 1677 wurde der Angriff auf die bisher noch niemals eroberte Stadt, welche desshalb den stolzen Namen „die Jungfrau Stettin“ führte, mit für damalige Zeit unerhörtem Kraftaufwande erneuert. Schon im Winter hatte der Kurfürst ein grosses Belagerungsmaterial zusammen bringen und grösstentheils auf der Oder, sobald diese vom Eise befreit war, hinabschiffen lassen; aus den Zeughäusern zu Berlin, Magdeburg und Küstrin gingen 31 Mörser, 108 schwere Belagerungsgeschütze, 200,000 Kanonenkugeln, 800 gefüllte Granaten, 10,000 Bomben und 15,000 Centner Pulver zur Belagerung ab, und der Kurfürst begab sich am 28. Juni mit seiner Gemahlin und dem gesammten Hofstaate vor Stettin. Die schwedische Besatzung war 3000 Mann stark und wurde von dem ebenso tapferen wie umsichtigen Obersten von der Noht befehligt; auch die Bürgerschaft wetteiferte wiederum mit der Besatzung an Eifer und Ausdauer in der Vertheidigung; alle Aufforderungen zur Uebergabe wurden von den Bürgern trotzig abgewiesen.

Nun liess der Kurfürst die Belagerungsarbeiten beginnen, die aber wegen der breiten Gewässer und sumpfigen Wiesen von der einen, und den verschanzten Anhöhen auf der andern Seite, mit grossen Schwierigkeiten verbunden waren.

So weit ging der Uebermuth der Bürger, dass sie, um

den alten Marschall Derfflinger zu verhöhnen, an dem Marienkirchthurme eine riesige Schneiderscheere aufhingen und noch am 13. und 14. Juli unter dem Schutze der von den Schweden besetzten Sternschanze die nahegelegenen Kornfelder abmähten und unter lustigen Gesängen zum Hohne der Brandenburger die reich beladenen Erntewagen in die Stadt einführen; allein am 27. Juli fiel die Sternschanze in die Hände der Belagerer und von Tag zu Tag rückte das Verderben der Stadt näher. In der Nacht vom 3. zum 4. August begann aus mehr als 100 Geschützen das Feuer und eines der ersten Geschosse tödtete den tapferen Commandanten, ein unersetzlicher Verlust für die Stadt; in der Nacht vom 6. zum 7. August schlug zwölf Stunden lang ein Hagelwetter glühender Kugeln unaufhörlich auf die Dächer und Strassen nieder, und bald stand die Stadt an verschiedenen Punkten in Flammen; die Bürger suchten Anfangs dem Brande Einhalt zu thun, allein wo sich Löschmannschaften sammelten, wurden von den Belagerern Wurfgeschosse hingeschleudert, welche theilweise mit allen möglichen eckelhaften und übelriechenden Substanzen gefüllt waren. Die Stadt glich bald einem Trümmerhaufen, und in ganz Stettin gab es kein einziges unbeschädigtes Haus mehr; dennoch wies Besatzung wie Bürgerschaft alle Aufforderungen zur Uebergabe zurück und selbst die freundliche Ermahnung des Kurfürsten, die Greise, Frauen und Kinder aus der Stadt zu entfernen, wurde trotzig zurückgewiesen: der religiöse Fanatismus der strengen Lutheraner hatte sich an dem Brande der Kirchen auf's Neue entzündet und selbst eine Prophetin, Maria Lange, stand auf, predigte auf Strassen und freien Plätzen, forderte zu muthiger Gegenwehr auf und verkündigte Rettung aus aller Noth.

Wiederum war mehr als ein Monat unter unaufhörlichem Beschiessen und immer engerer Einschliessung und Absperrung der Stadt von der Land- und Wasserseite vergangen; die Dänen hatten von einer holländischen Flotte unterstützt sich der Insel Rügen bemächtigt und weder aus Stralsund noch aus Livland kam das zum Entsätze in Aussicht gestellte Hilfskorps an; zudem rückten die Belagerer nicht nur über, sondern auch unter der Erde mit jedem Tage der Stadt näher und der unter-

irdische Kampf in den Minen ward noch mörderischer, als der auf den Wällen.

Als im November Frostwetter eintrat, wodurch die Arbeiten erschwert wurden, waren im Kriegsrathe des Kurfürsten schon Stimmen laut, welche zur Aufhebung der Belagerung riethen, doch Friedrich Wilhelm erklärte, dass er sich lieber vor den Mauern Stettins begraben lassen wolle. So wurde denn Alles zu einem Hauptsturme auf die Stadt, welchem eine abermalige Beschiessung vorangehen sollte, eingeleitet. Die Noth in der Stadt war indessen auf's Höchste gestiegen; von den 3000 Schweden waren kaum noch 300 am Leben, von den Bürgern waren auch bereits über 2400 umgekommen und was den Muth der Belagerten am meisten beugte, — die Vorräthe an Schiessbedarf und an Lebensmitteln waren zu Ende; auch die Tapfersten sahen jetzt, dass an Gegenwehr noch länger zu denken, eitle Hoffnung sei.

So bot denn am 12. Dezember nach einer sechsmonatlichen Vertheidigung der schwedische General Wulfen mit Zustimmung der Bürgerschaft die Capitulation an; in seinem Schreiben sagt er: „dass er bei so bewandten Umständen nach geschossener Bresche sich leider genöthigt sehe, diejenige Jungfrau, die sich so lange bewähret, in die Arme des durchlauchtigsten Anwerbers zu offeriren.“

Der Kurfürst ehrte die bewiesene Tapferkeit an dem besiegten Feinde und gewährte der Besatzung freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren; auch der Bürgerschaft bewilligte er völlige Verzeihung und sicherte ihr ihre Rechte und Freiheiten zu; auch versprach er nach Kräften zum Wiederaufbau der halb zerstörten Stadt beitragen und die niedergebrannten Kirchen auf eigene Kosten wieder aufbauen zu wollen. Erst am 27. Dezember hielt der Kurfürst mit seiner Gemahlin seinen feierlichen Einzug in die Stadt, da man bis dahin erst mit vieler Mühe die Strassen nothdürftig von Schutt und Trümmern frei machen konnte. Nach wenigen Tagen kehrte der Kurfürst nach Berlin zurück, wo ihm ebenfalls ein feierlicher Einzug bereitet wurde.

Diese glänzenden Erfolge hatten zwar den Kurfürsten seinem Ziele, dem völligen Besitze Pommern's, um einen bedeutenden Schritt näher gerückt und seinen Namen in ganz Europa zu hohem Ansehen gebracht, zugleich aber auch bei vielen Staaten Neid und Missgunst erregt; besonders in Wien hatte man der wachsenden Macht Brandenburgs mit immer steigendem Misstrauen zugesehen und fürchtete, dass ein im Norden Deutschlands entstehender, mächtiger protestantischer Staat in bedenklicher Weise dem österreichischen Kaiserhause die Waage halte und selbst der Kaiser war von dieser Besorgniss so erfüllt, dass er die Worte aussprach: „Er habe kein Wohlgefallen daran, dass unter dem Kurfürsten sich am baltischen Meere ein Königreich der Vandalen erhebe.“

Vergebens stellte der Kurfürst in Wien vor, dass er in Folge des Vertrages mit dem Herzog Bogislaw XIV. wirkliches Anrecht auf den Besitz Pommerns habe; dass Schwedens Besitzrecht nur auf das Recht der Eroberung gestützt werden könne und er sich ja ebenfalls auf dieses Recht berufen könne, endlich dass Schweden ausdrücklich zum Reichsfeinde erklärt und somit den Besitz des Landes verwirkt habe; doch man wollte in Wien keine Vergrößerung Brandenburgs, entzog ihm auch noch die geringe Unterstützung und hielt ihn mit ausweichenden Antworten hin, während man in aller Stille Anstalten traf, mit Frankreich und Schweden ohne Friedrich Wilhelm Frieden zu schliessen; auch bei den anderen deutschen Staaten fand der Kurfürst nur Gegner, da diese aus Neid und Besorgniss vor seiner steigenden Macht sich gerne mit dem Kaiser verbanden.

Doch am treulosesten an ihm handelte Holland, für welches er noch im Frühjahr 1678 trotz des eigenen Krieges mit Schweden bereitwillig das Schwert gezogen und 18,000 Mann zu Hülfe gesandt hatte; im Haag war schon seit längerer Zeit nur die Parthei des Prinzen von Oranien noch für Fortsetzung des Krieges, während die republikanische Parthei den Frieden herbei wünschte, um das Ansehen des Prinzen zu schwächen und den zu Grunde gerichteten Handel wieder zu beleben.

Im August 1678 kam es zwischen Holland und Frankreich zu einem Friedensvertrage, in welchem die Niederlande Alles zurückerhielten, was Ludwig XIV. ihnen geraubt hatte, doch hatte Frankreich zur Hauptbedingung gemacht, dass sein Verbündeter, der König von Schweden, völlige Entschädigung für Alles, was er im Kriege verloren, erhalten solle. Der Frieden, dem sich auch England anschloss, war somit völlig auf Kosten des Kurfürsten abgeschlossen worden.

Von allen Bundesgenossen mit Ausnahme des kleinen Dänemark verlassen und verrathen, suchte nun auch der Kurfürst möglichst günstige Friedensbedingungen zu erlangen und sich wenigstens den grösseren Theil Pommerns zu sichern, doch überall stiess er auf Widerstand, und nicht einmal den mit so vielen Opfern erkauften Besitz von Stettin wollte man ihm zugestehen. So zerschlugen sich die Friedensunterhandlungen und abermals sollte das Schwert entscheiden.

Am Schlusse des Jahres 1677, nach dem Falle Stettins waren in Pommern nur noch die Städte Stralsund und Greifswald, sowie die Insel Rügen in schwedischen Händen; seine Feinde aus diesen beiden Städten zu vertreiben, war zunächst die Absicht des Kurfürsten; doch musste vorher die Insel Rügen in seinem Besitze sein, da nur dann das sehr feste, Rügen gegenüber am Meere gelegene Stralsund mit Erfolg angegriffen werden konnte. Die vereinigte dänische und brandenburgische Flotte, zu welcher noch acht von den Holländern gekaufte grössere Schiffe gestossen waren, schloss die Insel ein; am 13. September landeten die während der nutzlosen Friedensverhandlungen auf's Neue ergänzten und ausgerüsteten brandenburgischen Truppen an der Südküste der Insel, während sich die Dänen im Norden Rügens festsetzten; die Brandenburger unter Derfflinger und Schöning sprangen in der Nähe der Küste aus den Fahrzeugen, erreichten, bis an den Hals watend, das feste Land und erstürmten mit Begeisterung die von den Schweden besetzten Anhöhen; mit genauer Noth erreichten die Schweden unter Königsmark nach tapferer Gegenwehr Stralsund.

Nun konnte der Kurfürst mit Ernst an die Eroberung jener stolzen Veste gehen, welche gerade vor 50 Jahren der

unüberwindliche Wallenstein vergeblich belagert hatte, und auch diessmal schien Stadt und Besatzung wieder fest entschlossen, hartnäckigen Widerstand zu leisten; über 3000 bewaffnete Bürger schlossen sich der 2200 Mann starken schwedischen Besatzung an und wiesen wiederholte Aufforderungen zur Uebergabe trotzig zurück.

Als aber der Kurfürst die Nacht des 16. Oktobers und den ganzen 17. hindurch die Stadt mit 150 schweren Geschützen beschiessen liess und wiederholt Feuersbrünste ausbrachen, waren die Bürger nicht länger geneigt, ihre Stadt, gleich den Stettinern zu Gunsten der Schweden in einen Schutthaufen verwandeln zu lassen und noch am 17. Oktober kapitulirte die für unüberwindlich gehaltene Festung.

Von dem raschen Falle Stralsund's überrascht und erschreckt, ergab sich am 7. November auch die Stadt, Greifswald; die Besatzung beider Städte erhielt freien Abzug zur See, und nun war Friedrich Wilhelm durch die Erfolge seiner Waffen vollständig im Besitze von ganz Pommern und hatte überall als Landesherr den Huldigungseid entgegen genommen.

Die scheinbar so glänzende äussere Lage des Kurfürsten war aber in Wirklichkeit trübe genug; vergebens setzte er mit Ludwig XIV. die Verhandlungen fort und suchte denselben durch die Vorstellung, dass Frankreich's Bündniss mit Schweden ihm eigentlich gar keinen Vortheil gebracht, wohl aber viele Kosten verursacht habe und dass des Kurfürsten Krieg mit Schweden ein gerechter sei, zu günstigeren Bedingungen zu bewegen.

Während sich französische Heere in Bewegung setzten, um die westlichen Besitzungen des Kurfürsten anzugreifen, rüstete Schweden, durch die unaufhörlichen Bemühungen Ludwig XIV. angespornt, in Schwedisch-Lievland zu einem Einfalle in Preussen. Der französische König hatte es nicht aus den Augen verloren, dass ein Angriff Polens oder Schwedens auf das Herzogthum Preussen am besten geeignet sei, den Kurfürsten von Pommern abzuziehen, da Preussen fast wehrlos und nur von 3000 Mann ganz unzuverlässiger und schlecht bewaffneter Landmiliz vertheidigt war; auch der tapfere Polenkönig Johann

Sobiesky war einem Einfalle in Preussen nicht abgeneigt, um möglicherweise diese Provinz wieder zu gewinnen, doch in Folge der überraschend schnellen Erfolge des Kurfürsten in Pommern hüteten sich die Polen wohl, dessen sieggewohnte Armee auf sich zu ziehen.

Anfangs November 1678 überschritt ein schwedisches Heer von 16 000 Mann unter dem Feldmarschall Horn die preussische Grenze und war über Tilsit bis an den Pregel vorgedrungen, ohne einen nennenswerthen Widerstand von Seite der Ritterschaft oder der Landmiliz gefunden zu haben; ja es gingen sogar Offiziere und Soldaten der Miliz in grosser Zahl zu den Schweden über und, die Stadt Königsberg schrieb sogar an den schwedischen Feldmarschall und forderte ihn zu einem Angriff auf die Stadt auf, ihm verrätherischer Weise die schwächsten Stellen der Stadt bezeichnend; doch lichteten schon jetzt ansteckende Krankheiten in bedenklicher Weise die Reihen der Schweden.

Der Kurfürst hatte die erste Nachricht von dem Einfalle der Schweden in dem soeben eroberten Greifswald erhalten und sofort den General Görtzke mit 3000 Mann in Eilmärschen nach Preussen entsendet, um Königsberg zu decken und neue Regimenter auszuheben. Von zwei hartnäckigen Feinden an den entferntesten Punkten seines Landes angegriffen, war die Lage des Kurfürsten ernsthaft und bedenklich: die Franzosen waren in Cleve eingebrochen, des Kurfürsten Armee in Folge des vorjährigen Feldzuges erschöpft und der Ruhe bedürftig, der Kurfürst selbst litt wie seit mehreren Jahren häufig an der Gicht, zugleich war ein ungewöhnlich strenger Winter zu erwarten. Doch diess Alles konnte den Muth Friedrich Wilhelms nicht beugen; Cleve musste er vorläufig seinem Schicksale überlassen, und während alle Welt glaubte, der Kurfürst werde bei dem strengen Winter und seiner Kränklichkeit in diesem Winter Nichts mehr unternehmen, sammelte er in aller Stille ein Heer von 5500 Reitern und 3500 auserwählten Infanteristen mit 30 Geschützen in Hinterpommern und traf selbst Anfangs Januar mit seiner Gemahlin und dem Kurprinzen in Marienwerder bei seinem Heere ein.

Gross war die Ueberraschung und Freude der Armee, ihren geliebten Fürsten bei sich zu sehen, da Niemand geglaubt hatte, dass der von Gicht gequälte Fürst den Feldzug mitmache, und der Geist in der Armee war ein so vortrefflicher, dass die Truppen bei tiefem Schnee und grosser Kälte nicht nur die 6—7 Meilen starken Märsche freudig zurücklegten, sondern sogar Tag und Nacht marschiren wollten, um so eher an die verhassten Schweden zu kommen; es waren mehr als hundert deutsche Meilen durch unwirthbare und unwegsame Gegenden bei Frost und Schneegestöber in der strengsten Jahreszeit zurückzulegen.

Kaum hatten die Schweden die unerwartete Nachricht von der Annäherung des Kurfürsten erhalten, so verliessen sie eiligst ihre Winterquartiere in dem reichen Ermland, und die blossе Kunde von seinem Erscheinen genügte, um sie zu einem ordnungslosen und übereilten Rückzuge zu bewegen; General Görtzke verfolgte mit 4000 Reitern und 1000 Mann Fussvolk, auf Pferde gesetzt, den zurückweichenden Gegner und brachte ihm schwere Verluste bei. Der Kurfürst selbst wollte so rasch als möglich mit der Armee nachkommen, und es wurden hiezu die erstaunlichsten Anstrengungen gemacht; am 13. Januar erging der Befehl, 1200 Schlitten mit der nöthigen Bespannung, grosse Vorräthe an Mehl, Brod, Branntwein, Bier, Fleisch u. s. w. zu beschaffen, und schon am 16. Januar sehen wir die Armee in einem sieben Meilen langen Zuge zu Schlitten mit klingendem Spiele über das fest zugefrorene Frische Haff nach Königsberg eilen; am 17. setzten die Truppen die gewiss einzig in ihrer Art dastehende Schlittenparthie nach Labiau fort und Tags darauf über das zugefrorene kurische Haff, wo der Kurfürst, nachdem er in Labiau von seiner Gemahlin Abschied genommen, über die in unabsehbarer Reihe aufgefahrene Armee eine Schlittenheerschau hielt; das Fussvolk und die Artillerie blieben auf den Schlitten, Picken und Musketen präsentirend, mit den Fahnen salutirend und den Dragonermarsch mit Pfeifen und Trommeln, mit Pauken und Trompeten spielend, so lange ein Tambour noch die Hand rühren konnte und den Trompetern die Lippen nicht an dem Mundstück festgefroren waren.

Am 19. wurde auf dieser Fahrt die Mündung des Gilgefusses erreicht und am 20. bei furchtbarer Kälte auf dem zugefrorenen Gilgefluss der Marsch fortgesetzt, während dessen der Kurfürst wiederholt Nachrichten von dem fortgesetzten Rückzuge und den grossen Verlusten der Schweden erhielt. Oberst von Treffenfeld hatte mit 1000 Reitern die dreifach überlegene feindliche Cavallerie geworfen und ihnen mehrere Geschütze, gegen 200 mit Proviant geladene Schlitten und Wagen, 8 Fahnen, 2 Standarten und einige 100 Gefangene abgenommen; in der Freude über den glänzenden Sieg sprengte er in des Kurfürsten Lager und überbrachte persönlich die erbeuteten Fahnen; für diese That zum Generalmajor ernannt erhielt er aber den Befehl, sofort zu seinen Truppen zurückzukehren, die er ohne Erlaubniss verlassen hatte. Die Schweden setzten in verwirrter Flucht ihren Rückzug fort, und vernichteten Alles durch Feuer, was ihnen dabei hinderlich sein konnte, unaufhörlich von des Kurfürsten Reiterei verfolgt, die ihnen schwere Verluste beibrachte und die sämmtliche Bagage abnahm. Die Leiden und Schrecknisse, die bei diesem Rückzuge über die Schweden hereinbrachen, müssen über alle Beschreibung furchtbar gewesen sein, und was dem Schwerte der Brandenburger entging, erlag dem Hunger, der Kälte, der Krankheit und den Keulenschlägen der litthauischen Bauern. Die massenhaft umherliegenden gefrorenen Leichen und Trümmer von Heergeräth aller Art zeigten den verfolgenden Brandenburgern den Weg besser als die Wegweiser.

Allein auch das brandenburgische Heer litt sehr durch Kälte und Mangel aller Lebensmittel; die Gegend wurde immer wüster, die Dörfer seltener und die Hütten, welche die Bauern gemeinschaftlich mit ihren Schweinen bewohnten, so ungemüthlich, dass der Kurfürst am 22. Januar mit der Armee den Rückmarsch antrat; seit 48 Stunden waren weder Brod noch Futter für die Pferde aufzutreiben und er musste die Auflösung seiner Armee befürchten, wenn er seinen Marsch fortgesetzt hätte.

Da Treffenfeld's und Görtzke's Leute und Pferde gänzlich erschöpft waren, übertrug der Kurfürst die Verfolgung des Feindes dem Generalmajor von Schöning, welcher die

Schweden noch einmal nach verzweifelter Gegenwehr in die Flucht schlug und bis 8 Meilen vor Riga verfolgte. Der eigenen Erschöpfung halber musste er von weiterer Verfolgung abstehen. Die schwedische Armee war gänzlich vernichtet und aufgelöst; von den 16 000 Mann, mit welchen Horn in Preussen eingerückt war, brachte er nach kaum drei Monaten nur 1000 Reiter und 500 Mann Fussvolk über die lievländische Grenze zurück. So war Preussen gerettet, die Anschläge der Schweden, Polen und Franzosen vernichtet. Auf einer Medaille jener Zeit sieht man den brandenburgischen Adler, aus seinem Neste aufgescheucht, sich auf den im Raube begriffenen, nordischen Löwen stürzen.

Von Kukkernes aus schrieb am 23. Februar der fromme Fürst: „Ich habe billig dem Höchsten zu danken, dass durch seinen Beistand der Feind, ungeachtet er sich ausgeruht und in guten Quartieren gestanden, dagegen meine Leute innerhalb vierzehn Tagen bei 100 Meilen in dieser Jahreszeit marschiert, innerhalb zwei Tagen, wo ich ihn nur mit der Kavallerie erreichen konnte, ruinirt und aus dem Lande gejagt worden.“

Aber ungeachtet dieser neuen Siege sollte der Kurfürst den gewünschten Preis seiner ruhmreichen Thätigkeit nicht erringen; vergebens forderte er den Kaiser auf, die errungenen Vorthelle zur Fortsetzung des Krieges am Rheine zu benutzen, die Franzosen vom Boden des Reiches zu verjagen und wenigstens Strassburg und das Elsass dem deutschen Reiche zu sichern; doch alle Vorstellungen bei dem misstrauischen Kaiser und dem Reichstage fruchteten nichts.

Auch alle Bemühungen des Kurfürsten, von Ludwig XIV. bessere Friedensbedingungen zu erhalten, waren vergebens; die französischen Diplomaten bestanden darauf, dass den Schweden Alles wieder zurückgegeben werde, und im März 1679 überschritten sogar 8000 Franzosen den Rhein und übten Erpressungen und allerlei Gewaltthätigkeiten aus; selbst der Vorschlag Friedrich Wilhelm's, Cleve gegen Pommern zu vertauschen, fand kein Gehör, und schon war der Kurfürst entschlossen, mit Dänemark allein verbündet den Krieg gegen das mächtige Frankreich aufzunehmen, doch wurde er zum

Glücke für ihn und das Land von diesem Entschlusse durch die Besonnenheit seiner Räthe abgehalten.

Als auch Polen mit seinen Rüstungen begann und mehrere deutsche Fürsten mit Frankreich zu unterhandeln anfangen, sah sich der Kurfürst gezwungen, nachzugeben und am 29. Juli wurde zu St. Germain en Laye zwischen Frankreich und Schweden einerseits und Brandenburg andererseits der Frieden geschlossen, worin der Kurfürst mit Ausnahme eines kleinen Landstriches auf der rechten Oderseite alle Eroberungen an Schweden zurückgeben musste, Frankreich hingegen versprach, 300,000 Thlr. an Brandenburg zu zahlen.

Von tiefem Unmuthe ergriffen, äusserte der Kurfürst: „Nicht der König von Frankreich zwingt mich zum Frieden, sondern der Kaiser des Reiches, meine nächsten Anverwandten und Alliirten, sie werden es einmal bereuen, sie werden gewiss einmal soviel verlieren, als ich jetzt verliere.“

Mit schwerem Herzen unterzeichnete Friedrich Wilhelm den Friedensvertrag mit den prophetischen Worten Virgils: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“.

Wenn auch der äussere Erfolg der jahrelangen siegreichen Kämpfe des Kurfürsten in Anbetracht der schweren Opfer ein kaum nennenswerther war, so hatte sich doch Brandenburg erhöhte Achtung und Anerkennung und Vertrauen auf die eigene Kraft erkämpft; der Kampfpreis war die Hoffnung auf die Zukunft des Landes, und eine junge Macht, die aus solch' schweren Kämpfen neu gestählt hervor ging, musste eine grosse Zukunft haben. Friedrich Wilhelm hatte sein Land allmählig zu so bedeutendem Ansehen erhoben, dass jedes bedeutende Ereigniss in Deutschland und selbst in Europa nicht spurlos mehr an Brandenburg vorübergehen konnte und seine Stimme im Rath, wie seine sieggewohnte, vortreffliche Armee waren bei allen Welthändeln von grosser Bedeutung. Sein

Ruhm und der Ruf seiner Waffenthaten hatten nicht nur die Grenzen des deutschen Vaterlandes, sondern selbst die Europa's überschritten, und wie sehr sein Name selbst bei Völkerschaften ferner Welttheile in Ansehen stand, davon gaben zwei Gesandtschaften Zeugniß, welche um diese Zeit in Berlin eintrafen und die Schaulust und Neugier der Berliner in hohem Grade reizten.

Im Sommer 1679 nach dem Friedensschlusse erschien eine glänzende Gesandtschaft des Zzaren Feodor Alexiewiez aus Moskau mit reichen Geschenken und Freundschaftsversicherungen, welche von dem Kurfürsten mit prächtigen Festen geehrt und reich beschenkt wurde; im Winter desselben Jahres schickte sogar Murad Kierai, Chan der Tartaren, eine Gesandtschaft nach Berlin, um dem mächtigen Chan der Preussen Freundschaft und Bündniß anzubieten; von der Ankunft der Gesandten wurde der Kurfürst durch einen Eilboten des Commandanten von Küstrin unterrichtet, welcher meldete, dass eine Bande zerlumptes Gesindel, welche sich für eine Gesandtschaft des Grosschans ausbebe, im Dorfe Kartzig geplündert und von den dortigen Bauern, welche sie für Bären- oder Kameeltreiber hielten, tüchtig durchgeprügelt worden sei, auf dem Wege nach Berlin sich befinde. In der That war der Aufzug der Gesandtschaft nichts weniger als glänzend, und die lange Reise zu Pferde hatte ihre Kleidung und Wäsche so abgenutzt und das Ungeziefer darin so überhand genommen, dass man sich beeilte, die unsauberen Gäste möglichst schnell abzufertigen; doch wurde auch diese Gesandtschaft gleich glänzend und freigebig aufgenommen. Als Geschenke überbrachten sie einen abgetriebenen, klapperdürren tartarischen Klepper und ein Paar verrostete Pistolen und empfingen als Gegengabe einige silberne Gefässe und — was ihnen am nothwendigsten war — frische Kleider und Wäsche; zur Heimreise verlangten sie Reisegeld und Freipässe auf Futter und Beköstigung, was ihnen bewilligt wurde.

Wenn auch diese Freundschaftsversicherungen halb barbarischer Völker ohne reellen Nutzen waren, so zeigten sie doch, dass der Ruhm des Kurfürsten weit in fremde Erdtheile gedrungen war; desto isolirter war aber seine Lage in

Europa nach dem Friedensschluss von St. Germain und er empfand bitteren Groll darüber, dass alle seine früheren Bundesgenossen ohne Rücksicht auf ihn mit dem Reichsfeinde vortheilhaften Frieden gemacht und er allein trotz seiner glänzenden Siege mit den grössten Opfern den Frieden erkaufen musste, namentlich war er mit grösster Bitterkeit erfüllt gegen das Haus Oesterreich, das ihn so schmäählich im Stiche gelassen hatte; als er nun, da er bisher mit Vertreibung der Schweden aus Pommern beschäftigt war, seine unzweifelhaften Ansprüche auf die Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, welche zufolge der Erbverbrüderung nach dem 1675 erfolgten Erlöschen des Mannesstammes der Herzöge von Liegnitz an Brandenburg fallen mussten, beim Kaiser geltend machte, hatte der Kaiser die Herzogthümer als erledigtes Reichslehen bereits eingezogen und gab dem Kurfürsten zu verstehen, dass er nicht gesonnen sei, eine protestantische Macht in Schlesien sich festsetzen zu lassen und fuhr ungescheut fort, die Protestanten in Schlesien zu ängstigen und zu drücken; der Kurfürst vermochte für jetzt nicht zu erlangen, was erst sein berühmter Urenkel, Friedrich der Grosse, mit gewaffneter Hand erkämpfen musste.

Dass eine solche Behandlung seitens des Wiener Hofes den Kurfürsten immer mehr dem Kaiser entfremden musste, ist sehr begreiflich, und der gewissenlose und schlaue Ludwig XIV. wusste die durch die Ungerechtigkeit und Selbstsucht des Kaisers herbeigeführte Uneinigkeit zwischen Wien und Berlin vortrefflich zu seinem Vortheile auszubeuten.

Frankreich hatte im westphälischen Frieden die Abtretung der lothringischen Bisthümer Metz, Toul, Verdun sowie der Landschaft Elsass, mit Ausnahme der darin liegenden freien Reichsstädte durchzusetzen gewusst; jetzt trat Ludwig mit der Erklärung auf, dass er ein jedes Stück Land, welches zu irgend einer Zeit mit den von ihm erworbenen Reichslanden in Verbindung gestanden, wiederum mit diesen vereinigen werde und errichtete zu diesem Geschäfte die berechtigten Reunionskammern zu Metz, Breisach und Besançon; während der deutsche Reichstag protestirte und die Zeit mit nichtigen Rangstreitigkeiten und ob die Gesandten an einer

viereckigen oder runden Tafel bei den Conferenzen sitzen sollten, verbrachte, besetzte der Franzosenkönig im September 1681 mitten im Frieden die freie Reichsstadt Strassburg und verleibte sie seinem Reich ein. Zwar erhob sich in Deutschland allgemeines Wehgeschrei, dass Strassburg, eine blühende wohlbefestigte Stadt, eine der Hauptpforten des Rheins und des deutschen Reiches, bewohnt von einer friedliebenden, kern-deutschen Bevölkerung, verloren war; allein der schlaue Ludwig verstand sehr wohl seine Zeit zu wählen, wusste er ja den Kaiser und das Reich seiner besten Stütze, des brandenburgischen Kurfürsten, beraubt und hatte nicht vergeblich den Aufstand der Ungarn unter Tökely gefördert und durch deren Anschluss an die Türken auch diese zum Kriege gegen Oesterreich bewogen; das Reich war daher völlig wehrlos und sah in seiner Ohnmacht dem Raube ruhig zu.

Von Frankreich wurde Alles versucht, den Kurfürsten für ein Bündniss zu gewinnen, und 1682 kam es zu einem solchen, welches die Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche zum Zwecke hatte.

Zu spät sah der kaiserliche Hof ein, welch' mächtigen und treuen Verbündeten er an dem Kurfürsten verloren hatte und man liess es nicht an dringenden Aufforderungen fehlen, dass frühere Verhältniss wieder herzustellen; als im Jahre 1683 auf den Antrieb des Prinzen Wilhelm von Oranien, späteren Königs von England, zunächst Holland und Schweden und bald darauf auch Spanien und Kaiser Leopold zu einem grossen, gegen Frankreich gerichteten Bündnisse unter dem Namen „die grosse Allianz“ zusammentraten und auch Friedrich Wilhelm vom Kaiser dringend aufgefordert wurde, diesem Bündnisse beizutreten, lehnte er dieses ab, offen erklärend, dass er zu bittere Erfahrungen in dieser unzuverlässigen Bundesgenossenschaft gemacht habe.

Zu derselben Zeit zog ein gewaltiges Unwetter vom Osten her gegen die Kaiserstadt heran, und die Gefahr, dass diese Stadt in die Hände der Barbaren fallen werde, wurde täglich grösser; die Pforte, von Ludwig XIV. zum Kriege gegen das deutsche Reich aufgestachelt, hatte dem Kaiser den

Krieg erklärt und ein Heer von 140,000 Türken, Tartaren und Magyaren drang unter dem Grosswessier Kara Mustapha an der Donau aufwärts gegen Wien vor, das der Vertheidigung seiner Bürger und einer kleinen Besatzung unter dem tapferen General Stahremberg überlassen war; der Kaiser hatte kein schlagfertiges Heer dem Feinde entgegenzustellen und war selbst nach Passau geflohen. Der Polenkönig Johann Sobieski führte ein Hilfsheer von 4000 Mann aus Polen herbei und auch Friedrich Wilhelm zögerte nicht, der dringenden Bitte des Kaisers zu entsprechen und mit 18,000 Mann dem bedrängten Wien zu Hilfe zu kommen, wenn man das gewaltthätige Verfahren gegen die Protestanten in Schlesien einstellen und ihm den Oberbefehl über das gesammte, gegen die Türken bestimmte Heer übertragen wolle.

Schon war man bei der immer wachsenden Gefahr Wien's im Begriffe, auf diese Bedingungen einzugehen, als durch französische Einflüsterungen in dem Kaiser die Besorgniss erregt wurde, der Kurfürst könne seine Armee nicht zur Befreiung Wien's, sondern zur Wegnahme der ihm vorenthaltenen schlesischen Herzogthümer verwenden, und da unterdessen der Polenkönig am 12. September 1683 unter den Mauern Wien's einen glänzenden Sieg über die Türken errungen hatte, zer-
schlugen sich die weiteren Unterhandlungen.

War auch dieses Mal der Schlag, der dem Kaiserhause Verderben und Vernichtung drohte, abgewendet, so stand doch der Feind bald wieder zu neuem Einbruche bereit, ohne dass der Kaiser in der Zwischenzeit zu Angriff und Gegenwehr sich gerüstet hätte, um mit eigenen Kräften dem Feinde die Spitze bieten zu können; jedesmal bei wachsender Bedrängniss des Wiener Hofes wurden mit dem Kurfürsten Verhandlungen angeknüpft und ihm immer als Lockspeise wieder Hoffnung auf Wiederherausgabe der schlesischen Herzogthümer gemacht und, wenn die Gefahr verschwunden, zu allerlei Ausflüchten gegriffen und jedes Zugeständniss abgelehnt.

Der vielen unnützen Verhandlungen müde, gab der Kurfürst endlich die Hoffnung auf, diese ihm rechtmässig gehörenden Herzogthümer von Oesterreich freiwillig zu erhalten und ging

im April 1686 mit dem Kaiser einen Vertrag ein, wonach er seinen Ansprüchen auf die schlesischen Herzogthümer entsagte, und 8000 Mann Hilfstruppen gegen die Türken stellte, wogegen er den Schwiebusser Kreis erhielt und Oesterreich ihm bedeutende Hilfgelder zu zahlen versprach; gleichzeitig aber ging der Kaiser ohne Wissen des edlen Kurfürsten mit dem Kurprinzen Friedrich einen geheimen Vertrag ein, nach welchem dieser bei seinem Regierungsantritt die Herausgabe des Schwiebusser Kreises gegen eine Entschädigung von hunderttausend Thalern versprach.

Das brandenburgische Hilfskorps gegen die Türken bestand aus 5000 Mann Fussvolk, 1200 Reitern, 650 Dragonern, 12 Kanonen, 2 Mörsern und 2 Haubitzen unter dem Befehle des bewährten und tapferen Generals von Schöning. Die Infanterie trug blaue, die Artillerie braune Uniformen, die Kavallerie lederne Collets; die meisten Offiziere hatten silbernes Zaumzeug und gestickte Schabracken. Die anwesenden fremden Offiziere mussten gestehen, dass sie nie schönere Truppen gesehen.

Um seinen braven Soldaten, von denen ein grosser Theil im siebenjährigen Kampfe von 1672 bis 1679 unter seiner Anführung und unter seinen Augen gekämpft hatte, das letzte Lebewohl zu sagen, reiste der greise Kurfürst Mitte April nach Grossen und hielt zu Pferde Heerschau über die versammelten Truppen. Es war nicht mehr jener jugendliche lebhafteste Fürst, welcher bei Warschau der Uebermacht so heldenmüthig widerstand, nicht mehr der kräftige Streiter von Fehrbellin, der lieber sein Leben opfern wollte, als von einem solchen Feinde überwunden zu werden; durch die vielen Kriege und die grossen mühevollen Reisen hatte der Körper gelitten und der Natur die unabänderlichen Rechte einräumen müssen; doch wenn auch hier der seinem Aussehen nach alte Kurfürst längs seiner in Parade aufgestellten Truppen vorbeiritt, fehlte dem Geiste Nichts von der Lebhaftigkeit und Frische, welche sein ganzes Wesen zu allen Zeiten beseelte. Nachdem verschiedene Uebungen und Bewegungen ausgeführt, wurden die Offiziere und Soldaten in dem Lager bewirthet, die Stabsoffiziere waren bei dem Kur-

fürsten zur Tafel. Nach derselben liess er sämtliche Offiziere vor seinem Zelte sich versammeln und hielt eine kurze ergreifende Rede an sie, worin er ihnen Tapferkeit als ihre erste Tugend, Eintracht und Ausdauer als ihre nächsten empfahl und von ihnen mit der Ueberzeugung schied, dass sie den Ruhm der brandenburgischen Waffen vermehren werden. Sämtliche Offiziere wurden nach geendeter Rede zum Handkusse zugelassen; dann liess sich der an Gichtschmerzen sehr leidende hohe Herr auf einem Lehnssessel vor das Zelt tragen und die Truppen vorübermarschieren.

Am 24. Juni traf Schöning vor der starken Festung Ofen ein, welche bereits vom Herzoge von Lothringen belagert wurde; bei mehreren Ausfällen der Türken zeichneten sich die Brandenburger vor allen anderen Truppen aus und wurde zur Auszeichnung dem General Schöning die Erstürmung der Stadt anvertraut, welche er am 2. September glorreich ausführte; noch in demselben Jahre trat das Corps ruhmbedeckt den Rückmarsch nach der Heimath an.

Die Hinneigung des Kurfürsten zu Frankreich war nur von kurzer Dauer; dieselbe widerstrebte seinem deutschen Herzen und auch ausserdem hatte die Verbindung, in welche Friedrich Wilhelm neuerdings mit dem Kaiser getreten war, an dem französischen Hofe grosses Missfallen erregt, welches bald noch durch eine andere Veranlassung gesteigert wurde. Ein Edict des weisen und gemässigten Königs Heinrich IV. von Frankreich, gegeben zu Nantes 1598, hatte den selbst durch die Bluthochzeit der Bartholomäusnacht nicht ganz vertilgten Hugenotten freie und ungefährdete Ausübung ihrer Religion zugesichert; schon von seinen Nachfolgern wurde dieses Edict nicht innegehalten und die Hugenotten fort und fort gedrückt und gequält, bis eine Ordonnanz Ludwig XIV. vom 19. Oktober 1685 dieses Edict völlig aufhob und die freie Religionübung der Evangelischen verboten und dieses Verbot

mit den gewaltsamsten Mitteln zur Ausführung gebracht wurde. Der französische König war in seinen alten Tagen so geistes- schwach geworden, dass er, den Ueberredungskünsten einer alten Maitresse und den Einschüchterungen seiner fanatischen Beichtväter nachgebend, zur Büssung seiner Sünden eine grau- same Verfolgung der Protestanten in Frankreich befahl. Nach- dem schon früher dieselben von allen öffentlichen Aemtern, ihre Kinder sogar von den Schulen ausgeschlossen und ihnen aller richterlicher Schutz genommen war, begann jetzt ein grausames Bekehrungsgeschäft; mit den Priestern wurden Dragoner in die Häuser geschickt — daher der Name Dragonnaden —, um mit Gewalt den Uebertritt zum Katholizismus zu erzwingen; derjenige, welcher seinem Glauben nicht entsagen wollte, musste Schmach, Elend und die bittersten Verfolgungen über sich er- gehen lassen und wurde in die Gefängnisse, auf die Galeeren, sogar auf's Blutgerüst geschleppt. Vergebens baten Tausende um die Erlaubniss, auswandern und sich ein anderes Vaterland suchen zu dürfen; das lag nicht in der Absicht des bigotten Königs, dem die Drohungen der Priester vorspiegelten, dass er nur durch die Bekehrung vieler Ketzer sich Vergebung seines sündhaften Lebenswandels erkaufen könne. Es wurde die Aus- wanderung verboten und die Grenzen streng bewacht, doch gelang es an fünfzigtausend Familien, den Boden des Vaterlandes zu verlassen, welche in den meisten protestantischen Ländern mit offenen Armen aufgenommen wurden und in Schaaren in die Staaten des Kurfürsten einwanderten. Dieser hatte un- mittelbar nach der Aufhebung des Edicts von Nantes durch eine öffentliche Bekanntmachung die flüchtigen Protestanten aufgefordert, in sein Land zu kommen und ihnen allen Schutz und alle Unterstützung zugesichert, um einen neuen Hausstand zu begründen; zugleich hatte er seine Gesandten in Amsterdam, Frankfurt am Main und Hamburg angewiesen, sie auf der Reise zu unterstützen und auf jede Weise für ihr Fortkommen zu sorgen. Er beförderte die Einwanderung auf's Eifrigste und befahl: „in allen Städten und Orten, wo sich geeignete Bau- plätze finden, sollen diese mit den dazu gehörigen Gärten, Wiesen und Weilern den Einwanderern übergeben, das nöthige

Baumaterial ihnen geliefert und eine Abgabefreiheit auf zehn Jahre ihnen bewilligt werden“.

An zwanzigtausend nützlicher, gewerbthätiger und theilweise wohlhabender Unterthanen wurden auf diese Weise dem brandenburgischen Staate gewonnen, welche im Besitze ihrer eigenen Kirchen, Schulen und Gerichtshöfe in Berlin und an anderen Orten als sogenannte „französische Colonien“ einen kleinen Freistaat in dem sonst so streng regierten Kurstaate bildeten.

Ludwig XIV. war natürlich über diesen Schutz seiner verfolgten Unterthanen sehr erbittert und forderte besonders über den Ausdruck: „harte Verfolgung“ in dem oben erwähnten kurfürstlichen Aufrufe strenge Rechenschaft; Friedrich Wilhelm aber antwortete: „er meine damit jene Dragonnaden, jenen Raub der Kinder, jene Galeerenstrafen, jene Kerker, jene Mordthaten, jene Gräberentweihung und Kirchenschändung, welche gegen die Protestanten in Frankreich offenkundig verübt worden wären.“

Mit dieser unzweideutigen Antwort begnügte sich auch der König und es kam seitdem nie wieder zu einem freundschaftlichen Schriftwechsel zwischen dem Kurfürsten und Ludwig XIV.; der Bruch zwischen beiden Fürsten war entschieden, und Friedrich Wilhelm schloss sich wieder enger an den Kaiser an.

Gleiche Aufnahme wie den Franzosen gewährte der Kurfürst auch den von dem Herzoge Viktor Amadeus II. von Savoyen durch ein Edict vom 4. November 1685 vertriebenen Waldensern; er hatte sich bereits früher mehrfach beim Herzoge für eine bessere Behandlung dieser mit unerhörtester Grausamkeit verfolgten Secte verwendet und auf sein vieles Bitten hin wurde endlich einem Theile die Auswanderung gestattet, welcher sich theils nach der Schweiz, Holland und England wandte, während etwa 2000 vom Kurfürsten aufgenommen wurden und eine Freistatt in der Altmark fanden.

Der grosse Kurfürst zeigte sich bei jeder Gelegenheit als Schützer und Bewahrer des protestantischen Glaubens und trat mit unverzagtem Muthe den mächtigsten und gewaltigsten

Gegnern der Reformation damaliger Zeit, den Königen von Frankreich und England, dem deutschen Kaiser, dem Papste und den Jesuiten entgegen; als in England nach dem Tode Carl's II. dessen Bruder und Nachfolger Jakob II. sich offen zur katholischen Kirche bekannte, machte dieser den Versuch, ganz England wieder zur katholischen Religion zu bekehren; doch wurzelte im englischen Volke die Anhänglichkeit an die neue Lehre so tief und fest, dass es nicht zu verwundern ist, wenn die Engländer, in ihren theuersten Interessen bedroht, sich um Hilfe von auswärts umsahen und ihre Blicke auf den Schwiegersohn Karl's II., den Statthalter der Niederlande Wilhelm III. von Oranien richteten, welcher nach dem Ableben des kinderlosen Königs durch seine Gemahlin die nächsten Ansprüche auf den englischen Königsthron hatte. Prinz Wilhelm war vor Allem bemüht, mit seinem grossen Onkel, Friedrich Wilhelm, der wegen des treulosen Verfahrens der Generalstaaten beim Friedensschlusse mit Frankreich noch immer auf Holland erzürnt war, wieder ein freundschaftliches Verhältniss anzuknüpfen und es gelang seinen unausgesetzten Bemühungen, mit dem Kurfürsten einen Vertrag abzuschliessen, wonach dieser ein Hülfskorps von 9000 Mann unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Schomberg — eines früheren berühmten französischen Marschalls, der als Protestant auswandern musste — zur Verfügung stellte; schon früher aber hatte Friedrich Wilhelm unerschrocken durch seinen Gesandten dem englischen Könige erklären lassen, er werde als ältestes und oberstes Haupt der reformirten Kirche, wenn etwa der in England bestehende kirchliche Zustand angetastet werden sollte, denselben zu schützen wissen. Doch sollte der edle Kurfürst die bald darauf in England eintretenden entscheidenden Ereignisse nicht mehr erleben.

Schon von den Träumen seiner Jugend her hatte der Kurfürst immer das Streben bewahrt, den brandenburgisch-preussischen Staat zu einer Seemacht zu erheben;

während seines mehrjährigen Verweilens in Holland hatte er den segensreichen und mächtigen Einfluss des Seewesens für die Wohlfahrt einer Nation kennen gelernt und schon damals wurde in ihm der Wunsch rege, diese Vortheile einst auch seinem Lande zuzuwenden.

In seinen ersten Regierungsjahren liessen ihn die Wirren des dreissigjährigen Krieges seinen Lieblingswunsch nicht erfüllen, doch beschäftigte ihn der Gedanke daran unausgesetzt und noch vor dem Westphälischen Friedensschlusse im Jahre 1647 sehen wir ihn bemüht, nach dem Muster der holländischen Handelsgesellschaft eine solche unter brandenburgischer Flagge zu gründen; um festen Fuss für eine zu gründende Handelskolonie zu fassen, hatte er den Dänen die Veste Dansburg an der afrikanischen Ostküste Coromandel um 120,000 Thlr. abgekauft. Doch scheiterte diess grosse Unternehmen an der Mittellosigkeit des Kurfürsten und namentlich an der Kurzsichtigkeit der Berliner und Königsberger Kaufleute, welche sich nicht entschliessen konnten, ihre Kapitalien in nach ihrem beschränkten Sinne gewagte Unternehmungen anzulegen; Dänemark nahm Dansburg gegen die festgesetzte Summe wieder zurück und der Plan musste vorläufig aufgegeben werden.

Im Kriege gegen Polen liess der Kurfürst Ruderboote von geringer Grösse armiren, welche zu Landungen geeignet waren und wiederholt die Operationen zu Lande unterstützten. Am klarsten aber erkannte er die hohe Bedeutung einer Kriegsflotte in dem Kriege gegen die Schweden 1675. Ein holländischer Rheder, Benjamin Raulé, hatte sich erboten, für eine bestimmte Summe eine Anzahl Schiffe auszurüsten und schwedische Schiffe zu kapern; er stellte dem Kurfürsten drei Fregatten, — den Kurprinz, Berlin und Potsdam, — von 16 bis 20 Kanonen sowie einige kleinere Fahrzeuge zur Verfügung, welche als der Anfang der brandenburgischen Kriegsmarine anzusehen sind und brachte in kurzer Zeit gegen 20 wohlbe-frachtete schwedische Schiffe auf. Doch waren darunter auch einige den Holländern gehörende, wesshalb Raulé in seinem Lande der Seeräuberei angeklagt wurde und sich genöthigt sah, gänzlich in des Kurfürsten Dienste zu treten.

Nun liess der Kurfürst durch Raulé eine Kriegsflotte unter eigener Flagge ausrüsten und bei der Belagerung von Stettin, Stralsund, Greifswald und der Eroberung Rügens in den Jahren 1676, 77 und 78 wurden die Unternehmungen des Landheeres wesentlich durch diese, aus zehn Fregatten bestehende Flotte, unterstützt; als Friedrich Wilhelm nach dem Frieden von St. Germain die schönen Hafenstädte Vorpommerns wieder räumen musste, wurde Pillau zur ersten Hafenstadt Preussens erhoben. Schiffsbaumeister und Handwerker aller Art wurden aus Holland berufen, Matrosen angeworben, Werften angelegt, Waarenlager und Baracken für die Seeleute erbaut. Die Kassen des Kurfürsten waren aber zu erschöpft, um eine Flotte dauernd unterhalten zu können und sie würde bald wieder eingegangen sein, wenn nicht Raulé wieder Rath geschafft hätte.

Spanien schuldete dem Kurfürsten aus dem Kriege mit Frankreich her nahezu 2 Millionen Thaler zwar versprochener, aber nie gezahlter Hilfgelder und da die Zahlung entschieden verweigert wurde, scheute sich der Kurfürst nicht, mit dieser Seemacht ersten Ranges anzubinden und mit Gewalt zu holen, was ihm widerrechtlich verweigert wurde. Raulé erbot sich, so viele spanische Schiffe aufzubringen, dass der Kurfürst sich bezahlt machen könne und so lief im Sommer 1680 eine brandenburgische Kriegsflotte von sechs Fregatten zu zwanzig bis vierzig Kanonen, mit 600 Matrosen und 300 Soldaten bemannt, unter dem Befehle des Flottenkommandanten Claus von Bevern aus dem Hafen von Pillau aus, um in der Nordsee Jagd auf spanische Schiffe zu machen. Schon vor Ostende wurde das grosse mit Brabanter Spitzen beladene Schiff „Carl II.“ weggenommen und nach Pillau gebracht, woselbst die Ladung für 100 000 Thaler verkauft und das Schiff der brandenburgischen Flotte einverleibt und mit zweiundfünfzig Kanonen armirt wurde; ein anderer Angriff auf die aus Amerika zurückkehrende spanische Silberflotte misslang, die brandenburgischen Schiffe wurden nach einem mehrere Stunden dauernden heftigem Gefechte mit den aus zwölf spanischen Kriegsfahrzeugen bestehenden Geleitschiffen der Silberflotte auf der

Höhe des Cap St. Vincent zum Rückzuge gezwungen und bis zum portugiesischen Hafen Lagos vergeblich verfolgt. Der spanische Hof fand sich über diese unerhörte Kühnheit des Kurfürsten so beleidigt, dass er dem Gouverneur der spanischen Niederlande den Befehl ertheilte, sofort in Cleve einzurücken und den „kleinen Marquis von Brandenburg“ für seine Frechheit zu züchtigen; dieser aber erwiderte, man würde Mühe haben, in solchem Falle die eigenen Besitzungen gegen den Kurfürsten zu schützen.

Von Portugal aus fuhr die Flotte nach den guinea'schen Küsten, ging dort vor Anker und gründete zwischen Axim und dem Vorgebirge der drei Spitzen eine brandenburgische Niederlassung; von hier aus wurden dem Kurfürsten glänzende Berichte über die gelungene und vielversprechende Unternehmung, sowie verschiedene Erzeugnisse des Landes übersandt; Friedrich Wilhelm liess aus den Goldkörnern die sogenannten Schiffsdukaten prägen, versicherte jedoch später, dass ihm diese Münze das zehnfache von dem koste, wofür er sie zu Hause haben könne.

Im Sommer 1682 gingen unter dem Befehle des erfahrenen und energischen brandenburgischen Majors Otto von der Gröben zwei brandenburgische Fregatten, mit Handwerks- und Ackergeräth, Waffen und Schiesspulver befrachtet unter Segel, um eine feste Niederlassung an der afrikanischen Küste zu gründen. Diese Expedition landete zunächst am Cap der drei Spitzen und suchte die angeknüpften Handelsverbindungen mit den dortigen Negerstämmen zu erneuern; doch die Holländer protestirten gegen die Ansiedelung der Brandenburger und von der Gröben sah sich gezwungen, den Ort zu räumen und südlicher zu segeln; er pflanzte an der Goldküste die brandenburgische Fahne auf und legte auf dem vortrefflich dazu geeigneten Berge Mamfro ein Fort an, welchem er den Namen „Gross-Friedrichsburg“ gab, und das er mit 20 Kanonen und einer Garnison besetzte, da er voraussichtlich heftige Angriffe überlegener Feinde abzuwehren hatte. Der Protest der Holländer gegen die Niederlassung blieb unbeachtet, mit den sich bald zahlreich einfindenden Negerstämmen wurden Verträge abgeschlossen und deren Zutrauen in Kurzem in so hohem

Grade gewonnen, dass sich viele in der Nähe des Forts ansiedelten, bald eine ansehnliche Colonie bildeten und den Kurfürsten von Brandenburg als ihren Ober- und Schutzherrn anerkannten.

Zu Anfang des Jahres 1682 wurde mit Genehmigung des Kurfürsten eine afrikanische Handelsgesellschaft errichtet und deren Sitz zu Ende dieses Jahres nach der vortheilhafter gelegenen Stadt Emden verlegt und so dem Handel die Nordsee unmittelbar erschlossen; Emden wurde für längere Zeit der Centralpunkt des brandenburgischen Seehandels. Den einträglichsten Gewinn versprach dieser Handelskompagnie der Verkauf der Negerklaven nach Amerika. Bald unterwarfen sich noch mehrere Häuptlinge und es wurden noch zwei kleine Forts erbaut; eine Gesandtschaft der Negerfürsten kam sogar nach Berlin, erkannte des Kurfürsten Oberherrlichkeit abermals an und wurde reich beschenkt entlassen.

Doch hatte die neue brandenburgische Besitzung schon in den ersten Jahren ihres Bestehens harte Kämpfe zu erdulden, da mit der wachsenden Bedeutung und Ausdehnung des brandenburgischen Seehandels, auch die Eifersucht und der Neid der übrigen Seemächte sich steigerten. Die Holländer riefen alle ihre Matrosen aus dem Dienste des Kurfürsten ab und suchten seiner Marine und seinen überseeischen Besitzungen allen nur möglichen Schaden zuzufügen; ausserdem wurde schon im Jahre 1683 die kleine Colonie durch ansteckende Krankheiten furchtbar gelichtet und musste wiederholt von den Holländern angezettelte Ueberfälle der Schwarzen oft mit grossen Verlusten abschlagen. Im Jahre 1686 übernahm der Kurfürst auf Raulé's Anrathen die Verwaltung der Compagnie allein und zahlte den Interessenten ihr eingelegtes Capital zurück.

Kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelm's im Jahre 1688 überfiel der holländische Gouverneur von Mina mitten im Frieden die Niederlassungen, zerstörte die zur Deckung der Waarenlager an der Küste angelegten Schanzen und plünderte die bedeutenden Vorräthe der Handelsgesellschaft, doch gelang es ihm nicht, Grossfriedrichsburg einzunehmen.

Ueber diesen Angriff auf's Höchste erbittert, war der Kurfürst entschlossen, von Holland eklatante Genugthuung zu fordern, fand aber bei seinem Staatsrathe entschiedenen Widerspruch, da ihm dieser rieth, sich mit Holland auf friedlichem Wege zu einigen und die Colonie, die dem Mutterlande anstatt Gewinn zu bringen, nur Kosten verursache, aufzugeben.

Mit dem Tode des grossen Kurfürsten, der das Ende des Streites mit Holland nicht mehr erlebte, gerieth auch seine Schöpfung allmählig in Verfall und endete unter seinem Enkel Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1718 durch den Verkauf der Colonie um 200,000 Gulden an die Holländer; doch bleiben seine Bemühungen ein denkwürdiger Beweis von der Grossartigkeit seines Strebens für die allseitige Grösse seines Vaterlandes; die Wiederaufnahme des grossen Gedankens aber, welcher den Geist des Kurfürsten erfüllte, unter der glorreichen Regierung des ersten deutschen Kaisers aus dem Hohenzollernhause gibt den besten Beweis von der Kurzsichtigkeit derer, welche den Plan des Kurfürsten tadelten und ihn zum Aufgeben der überseeischen Colonie riethen.



Das Ziel, welches Friedrich Wilhelm verfolgte, und zu dessen Erreichung er wichtige Schritte that: Die Erhebung seines Staates in die Reihe der Grossmächte, war nicht ohne erhebliche Geldmittel zu erreichen. Die Bemühungen für die Marine, die fast unaufhörlichen Kriege, der grossartige Hofstaat und die glänzenden Gesandtschaften: diess Alles erforderte grössere Ausgaben als das Land zu tragen vermochte. Der grosse Kurfürst sah bis an sein Lebensende als Hauptbedingung der fürstlichen Macht stets das stehende Heer an; zwar hatte er während der Friedenszeit sein vorher 40000 Mann starkes Heer nach und nach um fast die Hälfte und die besonders kostbare Reiterei um zwei Drittheile vermindert, weil die zur Erhaltung der Truppen nöthigen Summen fast unerschwinglich waren; aber dennoch blieben die Steuern sehr hoch

und nur durch den strengen und unbeugsamen Herrscherwillen des Fürsten konnten sie erzwungen werden. In der Anschauung des Volkes galten Truppen und Steuern noch als eine ausserordentliche Staatslast für Tage der Noth; Friedrich Wilhelm aber erhob das Heer zu einer dauernden Institution und schwächte die Macht der Landstände, indem er in allen seinen Gebieten Steuern einführte. So heilsam und ruhmvoll für Brandenburg und Preussen seine Regierung auch war, so ist es doch nicht zu verwundern, dass seine Unterthanen, besonders die vor Kurzem erst ganz mit Brandenburg vereinigten Preussen den schweren Druck der neuen Regierungsart hart empfanden, da sie keine Ahnung von den grossen Zwecken hatten, die er zum Heile des Vaterlandes verfolgte. Preussen blieb vom Beginne seiner selbstständigen Geschichte an der bestgehasste der deutschen Staaten; die Reichslande, welche diesem Fürstenhause zufielen, sind fast alle unter lautem Klagen und heftigem Widerstande in die neue Staatsgemeinschaft eingetreten, um sämmtlich bald nachher ihr Schicksal zu segnen. Doch der Kurfürst behielt sein Ziel fest im Auge und ging alles Widerstandes und alles Murrens ungeachtet mit sicheren Schritten darauf los.

Vor Allem war er darauf bedacht, Handel und Wandel selbst in jeder Beziehung immer mehr zu heben — der sicherste Weg, um mit der Wohlfahrt des Landes auch die Aufbringung hoher Steuern leichter möglich zu machen. So sehen wir unter seiner Regierung Eisenhämmer entstehen, mehrere Glashütten lieferten in so grosser Menge Glas, dass die Einfuhr desselben überhaupt untersagt werden konnte; ferner errichtete er ein Stahlwerk, eine Gewehrfabrik, Zuckersiedereien und besonders richtete er sein Augenmerk auf die Hebung der Wollfabrikation; er befahl, dass Bettler und Müssiggänger, die zur Spinnerei tüchtig wären, an Orten, wo sich Wollmanufacturen und Zeugmacher befänden, abgeliefert oder aufgegriffen und nach Spandau geliefert würden, wo ein Spinn- und Zuchthaus angelegt wurde.

Besondere Fürsorge widmete er dem Land- und Gartenbau und gab darin durch seine eigenen Anlagen und durch die Bewirthschaftung seiner Güter ein erfolgreiches Beispiel. Die geschickten und arbeitsamen Einwanderer, welche der Kurfürst

herbeizog, die Franzosen, Waldenser und Holländer beförderten in vieler Beziehung den Aufschwung des gewerblichen Lebens und brachten nicht nur eine mannigfach höhere Bildung mit, sondern auch das Beispiel der Cultur, welche sich in Frankreich ungestört entwickelt hatte, während in Deutschland viele bessere Keime durch den unseligen dreissigjährigen Krieg erstickt worden waren.

Es wurde bereits früher erwähnt, wie Friedrich Wilhelm durch zweckmässige Bewirthschaftung und strenge Beaufsichtigung der Domänen die Staatseinnahmen zu erhöhen wusste, wie er verwüstete Dörfer und Städte und öde liegende Gegenden mit neuen Colonisten oder entlassenen Soldaten bevölkerte, wie er durch die in's Land gezogenen Holländer ein besseres System im Acker- und Gartenbau, durch Schweizerfamilien eine verbesserte Viehzucht eingeführt hatte; durch die Kurfürstin Louise, die in ihrem Lieblingsaufenthalte Oranienburg eine Musterwirthschaft angelegt, wurde die Kartoffel in der Mark heimisch gemacht, doch kostete es viele Schwierigkeiten, die märkischen Bauern, die mit grosser Zähigkeit am Hergebrachten festhielten und jede Neuerung misstrauisch betrachteten, zum Anbau der heute so geschätzten Frucht zu bewegen. Durch die Holländer kam auch der Anbau des Tabakes in der Mark Brandenburg auf; doch erlaubte der Kurfürst nur fünf Jahre lang die Einfuhr fremdländischer Blätter, dann durften nur einheimische verwendet werden; die bisher gänzlich unbekannte Gewohnheit des Tabakrauchens und Schnupfens erregte in vielen Gegenden zuerst Staunen und Schrecken.

Die Verdienste des Kurfürsten um das Münzwesen und die Posteinrichtungen im Lande wurden bereits erwähnt; um den Verkehr im Lande zu erleichtern, liess er die Wege, Brücken und Dämme im Lande verbessern und neue anlegen und erwarb sich durch Anlegung des Friedrich-Wilhelmskanal ein grosses Verdienst; dieser, drei Meilen lang und mit fünfzig Schleusen versehen, verband die Oder mit der Spree und am 18. März 1669 fuhren die ersten Oderfahrzeuge auf dem neuen Kanal nach Berlin.

Aber auch die geistigen Interessen lagen ihm am Herzen, wie schon von Alters her die Hohenzollern nach gutem deutschen

Fürstenbrauche für die idealen Aufgaben des Staatslebens treu besorgt waren, und er suchte durch möglichste Verbreitung der Bildung vortheilhaft auf den Geist und das Herz des Volkes zu wirken. Schon 1655 wurde das Joachimsthal'sche Gymnasium, das während des dreissigjährigen Krieges gänzlich verfallen war, nach Berlin verlegt und neu organisirt; in demselben Jahre wurde zu Duisburg eine neue Universität für die rheinischen Lande errichtet, den Universitäten zu Frankfurt und Königsberg aber wieder neues Leben eingehaucht; 1661 wurde die noch heute bestehende Kunstkammer und die jetzige königliche Bibliothek errichtet und 1683 ein neues Gymnasium zu Berlin, das Friedrichswerder'sche gegründet; durch vortreffliche und weise Verordnungen regelte er das bis dahin sehr vernachlässigte Volksschulwesen; leider wurden seine besten Absichten durch den betrübenden Streit der Lutheraner und Reformirten oft zu Nichte.

Friedrich Wilhelm war ein grosser Freund der Musik; es wurde eine kurfürstliche Hofkapelle errichtet und Musiker aus England und Sänger aus Italien verschrieben; theatralische Vorstellungen fanden nur bei ausserordentlichen Veranlassungen und Hoffesten statt, doch war kein eigenes Gebäude dazu vorhanden; sobald es die friedlicheren Zeiten und grössere Einkünfte gestatteten, finden wir hervorragende Baumeister, Bildhauer und Maler im Dienste des Kurfürsten beschäftigt.

Eine der Hauptvergnügungen des Kurfürsten war die Jagd und auch seine zweite Gemahlin war eine grosse Freundin derselben und als guter Schütze berühmt. Kurfürst Friedrich Wilhelm war von etwas mehr als mittlerer Statur, starken Körperbaues, sein Gang bestimmt, ohne abgemessen zu sein; wenn er sprach, war seine Stimme kräftig und wurde leicht einnehmend; jeden, mit dem er sprach, betrachtete er unverwandt und nur Ungerechtigkeiten oder offenbare Hintansetzung und Nichtbeachtung seiner Befehle vermochten sein sonst so besonnenes Wesen leicht in Aufwallung zu bringen; die Adlernase sowie ein kleiner Stutzbart gaben der ganzen Physiognomie jenen Ausdruck von Entschlossenheit und Kühnheit, der seinem ritterlichen Wesen so wohl anstand.

Gewöhnlich trug er Sammtröcke mit goldenen und silbernen Knöpfen nach holländischem Schnitte, Beinkleider von Tuch oder kurze spanische Stiefel mit grossen Sporen; auf Reisen und bei Jagden trug er hohe Stiefel von rothem Juchten, wegen der Gicht mit Pelz gefüttert; im Felde hing ein breites Wehrgehäng, woran er das Schwert trug, über die rechte Schulter, über die linke eine schwarz und weisse Schärpe von Seide. Sein Gallakleid war von scharlachrothem Sammt mit Knöpfen von Edelsteinen, Kurfürstenhut und Kurmantel von Purpursammt mit Hermelin besetzt.

War er in Preussen oder Polen, so trug er gewöhnlich die polnische Nationaltracht; das blaue Band des englischen Hosenbandordens, von Karl II. ihm verehrt, trug er fast täglich.

Der Geschmack an auswärtigen Moden, namentlich an solchen, die vom Hofe Ludwig XIV. kamen, wurde jedoch bald vorherrschend; der Hof fing an, sich nach französischer Art zu kleiden, das natürliche, lang herabwallende Haar wich einer Gesicht und Körper verunstaltenden Allongeperrücke; die Tracht der Frauen, die sogenannten Fontangen, in blossen Brüsten gab zu allerlei Schmähungen Veranlassung, ohne jedoch den Zweck zu erreichen; auch der Kurfürst bediente sich in den späteren Jahren der französischen Kleidung. Blau war die Farbe der Armen, roth die des Hofes.

Die Lebensweise des Fürsten war trotz der vielen Reisen, Feldzüge und Krankheitsfälle doch sehr regelmässig; Friedrich Wilhelm stand Sommer und Winter schon vor 6 Uhr auf und ordnete alle Geschäfte selbst; in wichtigen Angelegenheiten berathschlagte er mit seinen Räthen gemeinschaftlich; jeder hatte freien Zutritt. Das Frühstück bestand aus einer Bier-suppe, erst in den späteren Jahren wurden Thee und Kaffee eingeführt; der Gebrauch des Schnupftabakes war ihm ebenso wenig fremd, als seinem grossen Nachfolger, doch nicht in so verschwenderischer Weise.

Die raffinirte französische Kochkunst war damals noch nicht zu den fürstlichen Tafeln Deutschlands gedrungen; man begnügte sich mit gesunder Hausmannskost, doch war der Küchenezettel reichlich und gut geordnet. Auch an einem guten

Trunk rheinischen Weines oder Bieres liess man es nicht fehlen, doch zeichnete sich die Tafel des Kurfürsten durch grosse Mässigkeit aus.

An Sonntagen besuchte er den Vor- und Nachmittags-gottesdienst und hielt strenge auf die Heilighaltung der Sonntage; die Offiziere der Thorwachen mussten darauf sehen, dass Niemand vor beendigtem Gottesdienste vor dem Thore spazieren gehe.

Sein wahrhaft frommer Sinn und fester Glaube ist allgemein bekannt; die Art, mit der er die um seinen Schutz flehenden Waldenser aufnahm, mit welcher die durch das Edict von Nantes Vertriebenen bei ihm Aufnahme fanden, gehört mit zu den edelsten Zügen seines Lebens. In kirchlichen Dingen hasste er den Zwang und obgleich der reformirten Kirche angehörend, konnte doch keine der anderen Konfessionen sagen, dass sie in irgend einer Weise hintangesetzt worden wäre. Auch bei seinen häufigen Kriegszügen hielt er strenge darauf, dass seine Truppen, mochte früh oder spät aufgebrochen werden, ihr Morgen- und Abendgebet verrichteten; war ein Sonntagsmarsch unvermeidlich, so liess er wenigstens eine halbe Stunde lang Halt machen und durch den Feldprediger ein Gebet halten, welchem er selbst andächtig zuhörte, bis er kommandirte: „Mit Gott! Marsch, Kinder!“

Drohten seinem Lande oder Hause grosse Gefahren, so ordnete er allgemeine Bet- und Busstage, oder nach glücklicher Beseitigung Dankfeste an.

Durch sein eigenes Beispiel und durch treffliche Verordnungen suchte er in seinen Landen Zucht und christliche Sitte wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten und den geistlichen Stand durch Ausscheidung unwürdiger Mitglieder zu reinigen und zu heben; der Versuch, eine Versöhnung durch Haltung eines Religionsgespräches in Berlin zwischen den Lutheranern und Reformirten scheiterte an der Ersteren Abneigung, auf irgend eine Verständigung einzugehen.

Friedrich-Wilhelm war zweimal verheirathet; seine erste Gemahlin war Louise Henriette von Oranien, die Tochter des von ihm hochverehrten Prinzen Heinrich von Oranien, mit

der er sich im Jahre 1646 vermählte. Sie gebar ihm fünf Söhne und eine Tochter; der älteste Wilhelm Heinrich starb schon ein Jahr nach seiner Geburt; lange Zeit hindurch schien es, als ob die fernere Ehe des Kurfürsten kinderlos bleiben sollte, so dass die edle Fürstin trotz ihrer zärtlichen Liebe zu ihrem Gemahl ernstlich um die Auflösung ihrer Ehe bat, damit eine andere Gattin das Land mit einem Thronerben erfreue. Doch der Kurfürst liebte seine Gattin zu zärtlich, als dass er sich hätte entschliessen können, eine andere Ehe einzugehen; im Jahre 1655 wurde endlich der heisse Wunsch der Kurfürstin erfüllt durch die Geburt des Prinzen Carl Emil, der 1674 seinen Vater in den Krieg gegen Frankreich begleitete und zu Strassburg den übermässigen Anstrengungen desselben erlag. Sein dritter Sohn, Friedrich, folgte ihm in der Regierung als Friedrich III. und später erster König von Preussen; das Zwillingspaar Heinrich und Amalie lebte kaum drei Monate, der Markgraf Ludwig starb ebenfalls noch nicht achtundzwanzig Jahre alt.

Ein Jahr nach der Geburt dieses letzten Sohnes erkrankte auch die Kurfürstin und starb in noch nicht vollendetem vierzigsten Lebensjahre am 8. Juni 1667. Diese unvergleichliche Fürstin war die stete Begleiterin ihres Gemahls auf seinen vielen Reisen und Feldzügen; wahrhaft fromm und mit durchdringendem Verstande begabt, nahm sie durch die ihr eigene Beredsamkeit und durch ihr liebevolles Wesen Jedermann für sich ein und erwarb sich die Liebe ihrer Unterthanen. Sie übte auf den Kurfürsten einen grossen Einfluss aus und selbst in den ernstesten Staatsangelegenheiten war es ihm Bedürfniss, sich mit ihr zu berathen; seine zweite Gemahlin vermochte ihm den herben Verlust niemals zu ersetzen und er soll öfters in wehmüthigem Anschauen vor Louisen's Bild gestanden und in Thränen ausgerufen haben: „O Louise, wie sehr vermisse ich Dich und Deinen Rath.“

Nach dem Tode der Kurfürstin liess Ludwig XIV., der stets bemüht war, auswärtige Mächte durch Familienbande in sein Interesse zu ziehen, dem Kurfürsten eine Verbindung mit einer Prinzessin seines Hauses, der Mademoiselle de Montpensier, antragen; es wurde darüber mit England

verhandelt, wie wir aus einem Briefe Carl II. an seine in Frankreich lebende Mutter erfahren, welcher schreibt: „Soviel ich den Kurfürsten kenne, glaube ich nicht, dass derselbe Lust haben wird, einen solchen Kuirassier wie la Grande-Demoiselle in seine Familie aufzunehmen“.

Die Tugenden von Dorothea, verwittweter Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, Tochter des Herzogs Philipp von Holstein-Glücksburg, geboren am 28. September 1636 und ihr früheres glückliches eheliches Leben bewogen Friedrich Wilhelm, sich mit ihr am 14. Juni 1668 zu vermählen. Ihren Gemahl über Alles liebend und liebevoll für ihn bedacht, entbehrte sie doch so mancher Eigenschaften, die die verstorbene Kurfürstin so hervorragend ausgezeichnet hatten, und es gelang ihr nicht, sich die Liebe des Volkes zu erwerben, welches ihr noch abgeneigter wurde, als es die Kälte sah, mit der sie ihren Stiefkindern begegnete und wodurch sie den Kurfürsten noch am Abende seines Lebens betrübte.

Sie schenkte ihrem Gemahl sieben Kinder, von denen vier Söhne und zwei Töchter den Kurfürsten überlebten.

Dorothea konnte den Gedanken nicht ertragen, dass der Kurprinz einst Herr des ganzen Staates werden, ihre eigenen Kinder aber ohne Besitz bleiben sollten und sie benutzte bei zunehmender Kränklichkeit des Kurfürsten ihren wachsenden Einfluss, denselben zur Aenderung seines Testaments zu überreden, dass er seine Länder entgegen dem alten Hausgesetze und seinen eigenen Bestrebungen in Betreff der Gründung eines mächtigen Staates zuwider unter seine Söhne theile; in dem im Jahre 1686 mit dem Kaiser abgeschlossenen Bündnisse sucht der Kurfürst auch die kaiserliche Bestätigung seines Testaments zu erhalten, doch durch die gleichzeitigen heimlichen Unterhandlungen des Kurprinzen mit Oesterreich, worin er den Schwiebuser Kreis bei seinem Regierungsantritte wieder herauszugeben versprach, wurde nach Friedrich Wilhelm's Tode die Einheit des Staates erhalten.

Zu einer Zeit, da in Europa gewaltige Staatsveränderungen und grosse Kriege hereinzubrechen drohten, wo eine Zukunft von ungewöhnlichen nothwendigen, aber auch leicht

Gefahr bringenden Ereignissen vor ihm lag und eben zur Entscheidung heranreifen wollte, wo Ludwig XIV. und Jakob II. von England mit vereinten Kräften trachteten, den Protestantismus zu vernichten, starb Friedrich Wilhelm, sein Land in grosser Bésorgniss zurücklassend.

Die letzten Augenblicke des Menschen haben ein besonderes Interesse, wie viel mehr die eines so ausgezeichneten Fürsten; in ihnen spricht sich das innere Leben unverfälscht aus: Denkart, Handlungsweise des Scheidenden liegen gleichsam noch einmal vereinigt vor uns, und gross und würdig wie das Leben, war auch der Tod des grossen Kurfürsten.

Ein bitterer Schmerz, den er im Frühjahr 1687 erlebte: der Tod seines dritten Sohnes, des blühenden Prinzen Ludwig, beugte ihn sehr darnieder; dazu kamen noch Jahre lange schwere körperliche Leiden.

Schon seit den letzten 16 Jahren wurde der Kurfürst von einem rheumatischen Leiden gequält, welches später in Gicht ausartete, indessen im Anfange des Jahres 1688 sich zu einer unheilbaren Wassersucht ausgebildet hatte. Die Schmerzen, welche ihm diese Krankheit verursachten, waren so bedeutend, dass er mehrere Tage alle Geschäfte im Sitzen und Liegen verrichten musste und sich von einem Orte zum andern tragen liess; obwohl die Aerzte das Uebel nicht so gefährlich darstellten, fühlte er doch zu sehr in der Abnahme seiner Kräfte sein herannahendes Ende. Durchdrungen von den Pflichten, die ein Fürst seinem Lande und seiner Familie schuldig, traf er in der grössten Stille alle Anstalten, nicht unvorbereitet zu scheiden, doch wollte er seine Gemahlin und Kinder nicht vor der Zeit betrüben.

Seit mehreren Wochen lebte er in Potsdam, wo in gewöhnlicher Weise alle Geschäfte und Anordnungen geleitet und alle Befehle erlassen wurden; drei Tage vor seinem Tode, an einem Freitage, liess er sich nach einer schlaflosen Nacht die empfindlichen Schmerzen überwindend, des Morgens früh 7 Uhr in seinem Bette ankleiden und befahl, den an diesem Tage gewöhnlich zusammenkommenden Geheimen Rath sogleich zu versammeln. Hier redete er zunächst den Kurprinzen mit fester Stimme also an:

„Ich halte dafür, es ist anjetzo das letzte Mal, dass ich diesem Rathe beiwohne; denn die Schwachheit meines Körpers hat zu sehr überhand genommen, und die Sanduhr meines Lebens wird bald abgelaufen sein. Was für eine langwierige, mühsame und mit schweren Kriegen stets beunruhigte Regierung ich gehabt, ist aller Welt zur Genüge bekannt. Hierdurch haben meine lieben Unterthanen wider allen meinen Willen nothwendig gar sehr mitgenommen werden müssen. Dem allen ungeachtet hinterlasse ich Euch durch Gottes Gnade anjetzo Euren Staat in Frieden und ziemlichen Wohlstande, wenigstens weit blüender, als mir derselbe von meinem in Gott ruhenden Herrn Vater hinterlassen worden. Mein Ziel war darauf gerichtet, mein kurfürstliches Haus in Ruf, Flor und Ansehen zu bringen. Ich zweifle nicht, mein Sohn, Ihr werdet, wie in der Regierung, also auch in denen Staatsmaximen, wodurch ich den Staat glücklich beherrschte, mein Nachfolger sein, vor allen Dingen Gott vor Augen haben, Eure Unterthanen herzlich lieben, treue Rätthe hören und ihnen folgen, und das Heft der Waffen nicht aus den Händen lassen, denn dadurch muss nächst göttlicher Hülfe die Sicherheit Eurerer Länder und der so sauer erworbene Ruhm des Kurhauses Brandenburg hauptsächlich maintainirt werden. Mit allem Fleisse seid darauf bedacht, den Ruhm, welchen ich Euch als ein Erbtheil hinterlasse, zu wahren und zu mehren.“

Hierauf zu den Rätthen gewandt, dankte er ihnen für die ihm bewiesene Treue und redlichen Dienste und forderte sie auf, solche hinfüro auch seinem Sohne zu erweisen. „Ich hätte herzlich gewünscht“, fügte er hinzu, „meinen armen Unterthanen noch vor meinem Ende einige Erleichterung zu schaffen; dass ich aber dazu nicht habe gelangen können, ist den bisherigen trübseligen Zeiten und anhaltender Unruhe, wie Ihr selbst am besten wisset, zuzuschreiben.“

Alle Anwesenden waren tief ergriffen und nahmen unter Thränen Abschied von ihrem geliebten Herrn. Nach beendigter Sitzung, in welcher der geistesstarke Mann beim Vortrage einiger wichtiger Staatsangelegenheiten mit so ruhigem Gemüthe und so scharfsinnigem Verstande urtheilte, als wäre er noch

bei vollkommener Gesundheit, liess er sich wieder in sein Schlafgemach bringen, wohin er den Kurprinzen allein berief und ihn nochmals mit rührenden Worten ermahnte, Allem genau nachzukommen, was er ihm aus väterlichem, treumeinendem Gemüthe theils mündlich vorgestellt, theils schriftlich hinterlassen habe.

Am 29. April 1688 Morgens gegen 9 Uhr wurde er von seinem Leiden erlöst; nochmals seine Gattin, die ihn bis zum letzten Augenblick nicht verliess und seine um sein Lager versammelten Kinder segnend, wendete er mit den Worten: „Ich weiss, dass mein Erlöser lebt“ sein Haupt zur Seite und entschlummerte sanft.

Er starb im neunundsechzigsten Lebensjahre und im neunundvierzigsten Jahre einer ruhmwürdigen Regierung, von denen er neunzehn im Kriege verlebte.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die ganze Regierungsart des Kurfürsten einen etwas gewaltthätigen Charakter in sich trug; wer aber den damaligen Zustand des Volkes, welches in dumpfer Betäubung Alles über sich ergehen zu lassen gewohnt war, wer die gewaltigen Erschütterungen betrachtet, welche die bisherigen Stützen der Gesellschaft: Adel, Geistlichkeit, Städte wanken gemacht hatten, wer endlich die hohen Ziele in's Auge fasst, zu welchen Friedrich Wilhelm sein Land führen wollte, der muss sich sagen: nur auf diese Weise konnte der grosse Kurfürst dieses Ziel erreichen, nur so konnte er der Schöpfer und Begründer des heutigen preussischen Staates werden.

Dass er des allgemeinen Bestens halber oft die Rechte Einzelner missachtete, dass er die Macht der Stände und der Städte brach, um auf ihren Trümmern ein neues Gebäude aufzuführen, an dessen Spitze eine möglichst unbeschränkte fürstliche Macht stand, kann dem grossen Fürsten um so weniger zum Tadel gereichen, als er diese erhöhte fürstliche Macht ja nicht, wie es zu derselben Zeit in Frankreich geschah, zur Befriedigung seiner Launen und despotischen Gelüste, sondern einzig und allein zum Wohle und Heile seines Landes und seiner Unterthanen gebrauchte. Dass dabei zuweilen die Hand des Fürsten

schwer auf diesen letzteren lag, konnte nicht wohl anders sein; denn wer Grosses erreichen will, muss auch Grosses zu leisten im Stande sein; um aber das in Elend und Abspannung versunkene Land wieder zu heben, war eben die höchste Anspannung aller Kräfte nothwendig. Der Kurfürst selbst zögerte nicht, seine ganzen Kräfte, sein ganzes Leben dem Wohle der Allgemeinheit zu opfern, und daher war er wohl sicher berechtigt, auch von seinen Unterthanen mehr wie Gewöhnliches zu fordern.

Er hatte sein Lebtage zu ringen, mit dem Andrang feindlicher Nachbarn; seine starke Natur verlor über den grossen Entwürfen der europäischen Politik nicht jenen sorgsam häuslicher Sinn, der den meisten seiner Vorfahren eigen war, er that das Mögliche, den zerstörten Wohlstand des Landes zu heben; er zog den Stamm eines monarchischen Beamtenthums und begann den Staatshaushalt nach den Bedürfnissen moderner Geldwirthschaft umzugestalten. Doch eine durchgreifende Reform der Verwaltung kam in den Stürmen dieser kampf erfüllten Regierung nicht zu Stande; des Fürsten persönliches Ansehen und die schwerfällige alte Centralbehörde — der Geheime Rath — hielten das ungestaltete Bündel ständischer Territorien nothdürftig zusammen; erst sein Enkel zerstörte den alten ständischen Staat.

In Allem war er selbst die eigentliche Seele und der leitende Geist und selbst unter den empfindlichsten Gichtschmerzen sah man ihn Stunden lang sitzen und die eingegangenen Briefe mit den Secretairen durcharbeiten. Er galt für einen der besten Köpfe in Europa, von tiefen Gedanken und reifer Erfahrung und was ihm eine geistige Ueberlegenheit über Alle gab, mit denen er in Berührung kam, war, dass er sich in jedem Augenblicke seiner erhabenen Stellung, seiner hohen Pflichten und seines reinen Willens bewusst war. Sein ganzes Streben hatte etwas Grossartiges, Heroisches; dabei war der innerste Kern seines thatkräftigen Lebens die Religion, der innige Glaube. In Augenblicken der Noth und Gefahr, wo Gründe und Gegengründe der Politik nicht mehr ausreichten, in den schlaflosen Nächten, die dann folgten, flehte er zu Gott,

ihn finden zu lassen, was das Beste sei, und an dem, was ihm dann einleuchtete, hielt er als von Gott eingegeben fest.

Wohl trägt er den Beinamen „des Grossen“ und Begründers des preussischen Staates mit vollstem Rechte; denn er hat dem Staate, welchen er in der tiefsten Zerrüttung fand, alle die Triebe einer grossen Entwicklung eingepflanzt, welche unter seinen Nachfolgern zur Reife kamen und Preussen zu einem mächtigen Staate erhoben; ihm war es gelungen, sein durch lange und verheerende Kriege zu Grunde gerichtetes Land wieder wohlhabend und blühend zu machen; die so verschiedenartigen, völlig von einander getrennten Bestandtheile seines Staates zu einem festen Ganzen zusammenzufügen, seinen Staat wesentlich zu vergrössern und aus der kleinen und unbeachteten Mark Brandenburg einen über die Grenzen Europa's hinaus geachteten und gefürchteten Staat zu schaffen. Er übernahm den brandenburgischen Staat, das Herzogthum Preussen unter polnischer Oberhoheit inbegriffen, mit einem Flächeninhalt von 1435 Quadratmeilen und 900 000 Einwohnern und hinterliess seinem Sohne einen Staat von 2000 Quadratmeilen im Umfange mit einer Bevölkerung von 1 500 000 Seelen; die Staatseinnahmen waren um das Vierfache, auf $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, gestiegen, der Staatsschatz wohl gefüllt. Statt eines unzuverlässigen, nur dem Kaiser verpflichteten Heere von vier bis fünf Tausend Mann hinterliess er seinem Sohne eine muster-giltige, vortrefflich bewaffnete und ausgerüstete, von treuer Vaterlandsliebe beseelte Armee von dreissig Tausend Mann mit zweiundsiebenzig Geschützen und vielem Kriegsmaterial.

Der unbeschränkten Gewalt hatte er die Bahnen gebrochen, und eine Macht gebildet, wie sie vor ihm unbekannt war und dem Hause Brandenburg eine Bedeutung unter den europäischen Staaten gegeben, wie sie keiner seiner Vorfahren hatte ahnen können.

Mit einem Schlage hatte Friedrich Wilhelm seinen kleinen missachteten Staat in die Reihe der europäischen Mächte eingeführt; seit der Schlacht von Warschau stand Brandenburg den alten Militärstaaten ebenbürtig zur Seite; wie eine

Insel schien diese festgeeinte kriegerische Macht urplötzlich emporzusteigen aus der tobenden See deutscher Vielherrschaft.

Wie das Haus Savoyen sich hindurchwand durch die Uebermacht der Habsburger und Bourbonen, so musste sich Preussen, doch ungleich schwerer bedrängt, seinen Weg bahnen zwischen Oesterreich und Frankreich hindurch, zwischen Polen und Schweden, zwischen den Seemächten und der trägen Masse des deutschen Reiches, immer bereit, die Front zu wechseln.

Kurbrandenburg empfand bis in das Mark seines Lebens, wie tief sich ausländisches Wesen in Deutschland eingefressen hatte; holländische Garnisonen lagen am Niederrhein und begünstigten den Kampf der clevischen Stände wider den deutschen Landesherrn; die Landtage von Magdeburg und der Kurmark rechneten auf Oesterreich; der Adel in Königsberg rief den polnischen König zu Hilfe; Friedrich Wilhelm zerstörte die Barriere der Niederländer im deutschen Nordwesten und vertrieb ihre Truppen aus Cleve und Ostfriesland; er befreite Altpreussen von der polnischen Lehenshoheit und beugte den Königsberger Landtag unter seine Souveränität.

Zweimal gelang es der Missgunst Frankreich's und Oesterreich's, den Brandenburger um den Lohn seiner Siege, um die Herrschaft in Pommern zu betrügen; den Ruhm des Tages von Fehrbellin konnten sie ihm nicht rauben, es war endlich wieder nach Jahrzehnten der Schande ein glänzender Triumph deutscher Waffen über die erste Kriegsmacht der Zeit.

Ueberall, wo die junge Macht allein stand, kämpfte sie siegreich, überall unglücklich, wo sie dem Wirrwarr des Reichsheeres sich anschliessen musste.

So viele ausgezeichnete Fürsten auch Friedrich Wilhelm unter seinen Vorfahren zählte, so gebührt doch ihm allein der Ruhm, in allen Beziehungen der Gründer der preussischen Monarchie gewesen zu sein und so viele Verdienste auch seine Nachfolger sich um dieselbe erwarben, so hoch sie durch das Genie Friedrich's des Grossen stieg, so sind doch alle nur auf dem Wege fortgeschritten, den er zuerst einschlug und den nicht zu verlassen er sterbend seinen Sohn ermahnte.

Sein Urenkel Friedrich der Grosse preist ihn als den Vertheidiger und Wiederhersteller seines Landes; gelang es diesem nach einem Jahrhundert die Grossmachtstellung des brandenburgischen Hauses unter den europäischen Mächten in Wirklichkeit zu erringen und zu behaupten, so war es doch der grosse Kurfürst, der den Anfang, den Grund hiezu gelegt hatte.

Der treuen Sorgfalt für das Wohl der Massen, nicht dem Glanze des Kriegsruhms dankten die Hohenzollern das in aller Noth und Versuchung unerschütterliche Vertrauen des Volkes zu der Krone; die Gesinnung des ersten märkischen Hohenzollern, der sich „Gottes schlichten Amtmann an dem Fürstenthum“ nannte, waltet in allen Enkeln; sie kehrt wieder in dem Wahlspruch des grossen Kurfürsten:

„Für Gott und das Volk“.





Der große Kurfürst ein Vortrag bearbeitet nach Cosel, Förster, Hahn,
Treitschke und anderen Quellen

Bamberg 1886

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Bg.o.28-b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11846770-4